Schiller und Goethe in den Xenien.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

eingereicht von

Georg Thiemann
aus Melle.

Borna-Leipzig
Buchdruckerei Robert Noske
1909.

Dekan: Professor Dr. Jostes.
Referent: Professor Dr. Schwering.

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Juli 1909.

Meiner lieben Mutter.

Vorbemerkung.

Der Xenienforschung ist durch die Arbeiten von Erich Schmidt und Bernhard Suphan[1]) eine völlig neue Grundlage gegeben. Ihre Ausgabe ist bequem zugänglich[2]) und vereinigt das gesamte Material. Deshalb beziehen sich in der folgenden Arbeit sämtliche Nummern und Siglen auf diese Ausgabe, nur wird für Hexameter und Pentameter nicht 1. und 2. geschrieben, sondern H und P.

Der Einfachheit und Übersichtlichkeit halber habe ich im Teil II — aber auch nur da — die urkundlich gesicherten Distichen durch kursiv gedruckte Zahlen, die urkundlich nicht gesicherten durch fett gedruckte gekennzeichnet. Wo auf die kursiv gedruckten Zahlen ohne verbindenden Text fett gedruckte folgen, da bedeutet dies, daß die urkundlich nicht gesicherten Distichen mit dem betreffenden gleichen Merkmal auch dem gleichen Dichter zuzuschreiben sind wie die vorangehenden urkundlich gesicherten. Wo es zu größerer Anschaulichkeit wünschenswert war, habe ich den Text beigegeben; dabei habe ich mich, wenn es auf die Orthographie nicht ankam, auch nicht besonders bemüht, diplomatisch getreu abzuschreiben.

Schillers Werke sind nach Goedeke zitiert, Goethe nach der Weimarer Ausgabe.

---

1) Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Xenien 1796; 8. Schrift der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1893.

2) Auch als Sonderdruck erschienen (Preis 1.80 Mk.).

Inhaltsverzeichnis.

Literaturverzeichnis.

Schaefer, J. W., Zur Kritik der Goethe-Schillerschen Epigramme von 1796. — Prutz, Lit. Taschenbuch 1846 p. 447 ff.

Boas, Eduard, Schiller und Goethe im Xenienkampf. — Cotta 1851. Rez. Max Waldau. — Blätter für lit. Unterhaltung 1851 Nr. 113.

Boas, Eduard, Schillers und Goethes Xenienmanuskript. — Ed. Wendelin v. Maltzahn. Berlin 1856.

Fielitz, W., Aus der Xenienzeit. — Schnorrs Archiv 1877 p. 250 ff.

Schmidt, Erich, und **Suphan, Bernhard,** Xenien 1796. — Weimar 1893.

Stern, Adolf, Goethe-Schillers Xenien. — Leipzig (Reclam) 1894.

Leitzmann, A., Authentische Xeniendeutungen. — Euphorion 1895 p. 637 ff. (u. 679).

Köster, Albert, Die Xenien. — 13. Bericht des freien deutschen Hochstifts 1896 p. 56 ff.

Henkel, H., Über Goethes Anteil an den Xenien des Almanachs. — Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. 1896 p. 187 ff.; Zeitschr. f. d. Unterricht 1900 p. 625 ff., 1903 p. 228 ff., 1905 p. 532 ff., 1906 p. 719 f.

Sauer, A., Zu den Xenien. — Euphorion 1900 p. 767.

Jacoby, D., Zum Xenion Schillers für Garve. — Euph. 1905 p. 267 ff.

Fries, A., Stilistische Untersuchungen zu Schiller. — Euph. 1905 p. 485 ff.

Bellermann, L., Die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller. — Euphorion 1905 p. 516 ff.

Franck, J., Aus der Geschichte des Hiatus im Verse. — Zeitschr. f. d. A. 1906 p. 147 ff.

I. Die Urkunden.

Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 brachte als Anhang 414 Distichen, die unter dem bedenklichen Namen „Xenien" in die Welt gingen. Zwar war ihr Verfasser nicht genannt, aber vorn im Almanach trugen ähnliche Distichen die Unterschrift Schillers und Goethes. Die Goetheschen waren dort vorwiegend politischer Tendenz, die Schillerschen meist ethisch-ästhetischen Inhalts.

Aus diesen Sprüchen blickte mehr oder weniger offen eine solche Verachtung der Zeitgenossen, besonders der schreibenden, daß die Edlen sich verdutzt ansahen und in ehrliche Entrüstung ausbrachen.

Aber der Almanach brachte auch friedliche Distichen, zu harmonischen Zyklen verbunden, von Goethe die Eisbahn — in der freilich noch streitbare Töne anklingen —, von Schiller die Würde der Frauen und die Geschlechter. Zwei weitere Zyklen, „Vielen" und „Einer" gewidmet, waren „G und S" unterzeichnet, und auch die Tabulae votivae, eine Sammlung von 124 Distichen, deren weihevolle Klänge nicht selten von kriegerischen Fanfaren unterbrochen werden, trugen dieselben Zeichen.

Es war klar, Goethe und Schiller waren auch die Verfasser der Xenien, so daß auf ihre gemeinsame Rechnung zu setzen waren:

Xenien	414	Distichen
Tabulae votivae	124	"
„Vielen"	18	"
„Einer"	19	"
zus.	575	Distichen des Musenalmanachs für das Jahr 1797.

Urspünglich hatten die Dichter den Plan gehabt, die freundlichen und die feindlichen Distichen zu einer großen Dichtung zu

vereinigen, die „eine gewisse Allheit oder besser Unermeßlichkeit“ an sich tragen sollte. Jeder der beiden sollte dann die gemeinsame Schöpfung vollständig in seine Werke aufnehmen.

Aber schon im Almanach versuchten sie, die Distichen mit persönlicher Spitze von denen allgemeineren Charakters zu sondern, ja kennzeichneten sogar manche mit dem Namen ihres Verfassers.

Diesen Scheidungsprozeß setzte Schiller fort, als er 82 Xenien und 50 Distichen aus den Votivtafeln in seine Gedichte 1800 und 1803 aufnahm. (Die Auswahl fällt vielleicht schon in das Jahr 1798.) Goethe nahm dagegen in seine neuen Schriften 1800 die gemeinsamen Zyklen „Vielen“ und „Einer“ als „Frühling“ und „Sommer“ vollständig auf. Die „Eisbahn“ fügte sich von selbst diesem Reigen als „Winter“ ein, so daß nur noch der „Herbst“ fehlte. Auf Schillers Drängen stellte Goethe auch den noch zusammen und wählte dafür 6 Xenien und 20 Distichen aus den Votivtafeln. Von diesen letzten 20 hatte aber Schiller für seine Gedichte schon 3 ausgewählt, 192. 235. 885, so daß nicht 50 + 20 = 70 Distichen aus den Votivtafeln geschieden waren, sondern nur 64, da unter die 3 nur von neuem die Unterschrift G und S gesetzt war. So war Goethes Anteil 17, Schillers 47.

Von den Xenien waren 88 geschieden, Goethe 6, Schiller 82. Aber widerspruchsvoll wie die doppelte Aufnahme der 3 Votivtafeln war auch die Aufnahme der gemeinsamen Zyklen „Vielen“ und „Einer“ in Goethes Gedichte.

545. 611. 612. erschienen mit der Unterschrift D., und im Almanach 1798 ein in unserer Sammlung nicht aufgeführtes Distichon sowie 537. 541. mit der Unterschrift E. Die Sache wäre in Ordnung, und die Distichen gehörten eben für uns den Herren D. und E., hätte Schiller nicht

537. Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier? Du hast dich geirret,
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst. E.

in seine Gedichte aufgenommen. Es gehört ihm auch. Man lese es nur im Zusammenhange 527—546. Deshalb gehört ihm auch

541. Das Skelett und die Urne.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben,
Und du thöricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod! E.

Das dritte Distichon des Herrn E., das wir konsequenterweise ebenfalls als Schillers Eigentum ansehen müssen, steht M. 98 p. 156 und lautet:

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin. E.

Ist nun die Täuschung mit der Unterschrift E. durch Schiller selbst anerkannt, so dürfen wir auch die Unterschrift D. auf ihre Glaubwürdigkeit hin untersuchen, zumal 545. in dem erwähnten Zusammenhange nur Schillers Eigentum sein kann.

545. Grabschrift

Freust du dich deines Lebens, o, Wandrer, so soll es mir lieb sein,
Auch ich lebte, auch ich hab mich des Lebens gefreut. D.

Und damit die Einheitlichkeit des Herrn D. gewahrt bleibt, wollen wir auch 611/12. ihrem rechtmäßigen Verfasser Schiller zurückgeben.

611/12. Die Sachmänner.

„Geistreich nennt man dieß Werk? Wir können ja nichts daraus schöpfen“ —
„Thoren ihr! Wär es denn Geist, fing man in Eimern es auf?
Euch ist alles ein Nichts, was man in Scheffeln nicht misset,
Was man in Bündel nicht packt, was man in Speichern nicht häuft.“ D.

Goedeke hat die 3 Distichen mit der Unterschrift E. in M. 98 unter Schillers Werke aufgenommen (XI p. 256/57), dagegen die drei mit D. in M. 97 nicht. Das war durchaus korrekt, weil Schiller den Glauben an die Unterschrift E. selbst zerstört hatte und den an D. nicht, und unsere Handschriften waren Goedeke noch nicht zugänglich.

(Die anderen unter den — wahrscheinlich fingierten — Unterschriften A. B. D. F. K. R. S. veröffentlichten Beiträge in M. 98 sind trotz der zum Teil lebhaften Anklänge wohl sicher nicht Schillers Geisteserzeugnis.)

Fragen wir nach dem Grunde für eine solche Täuschung durch die Unterschrift, so bleibt uns wohl nur der eine, daß Schiller mehr Namen in seinem Almanach vereinigen wollte. Denn in Form und Inhalt der angeführten Distichen ist kein Anlaß, daß er sie nicht mit seinem ehrlichen Namen hätte zeichnen

sollen. — Betreffen wir ihn hier bei einer beabsichtigten Irreführung des Publikums, so haben wir darum doch noch lange nicht das Recht, die Gültigkeit seiner Unterschrift „G und S“ unter den Zyklen „Vielen“ und „Einer“ anzuzweifeln. Im ersten Falle hatte er einen Quidam, der in Wirklichkeit gar nicht existierte, zum Verfasser von einigen seiner eigenen Distichen gestempelt, während er sich im zweiten an vollständigen Dichtungen eines anderen, und zwar des Berühmtesten, einen Anteil angemaßt hätte, der ihm nicht gebührte. — Daß Goethe später die gemeinsamen Zyklen in seine Gedichte aufnahm, ist natürlich ganz anders zu beurteilen. Hier handelte es sich darum, eine größere Dichtung zu schließen, zu der er schon das Wertvollste selbst geschaffen hatte. Die Eisbahn war fertig; daß er auch Schiller zu seinem Anteil an den Zyklen „Vielen“ und „Einer“ angeregt hatte, ist zweifellos. So nahm er mit der Noblesse des freigebigen Menschen auch des Freundes Anteil unbefangen in seine Gedichte auf. Denn wozu auseinanderreißen, was schon verbunden in die Welt hinausgegangen war? Auch für den Herbst wählte er von den Votivtafeln aus, was ihm geeignet erschien; und daß vornehmlich dieser Gesichtspunkt, weniger die zufällige Autorschaft maßgebend war, wird sich aus Teil III als wahrscheinlich ergeben.

Nach Schillers Tode übergab sein Sohn ein Blatt mit drei Distichen und der Jahreszahl 1796 an Hoffmeister, der sie zuerst in der Nachlese III 70 [1]) veröffentlichte. Die Handschrift ist verloren gegangen, aber die drei Distichen sind allgemein als Schillers Eigentum anerkannt: 722.[2]) 723. 724.

Im Jahre 1836 veröffentlichte Riemer in der Quartausgabe von Goethes Werken [3]) (I p. 206) unter der Überschrift „Zu den Xenien 1797“ unsere Nummer 443. und sieben weitere Distichen, die aber nicht zu den Xenien gehören. Zu den Xenien gehören hingegen neun andere „Distichen“, die er auf derselben Seite nach

---

[1]) K. Hoffmeister, Supplemente zu Schillers Werken (4 Bde.), Stuttgart und Tübingen 1840/41.

[2]) Schmidt-Suphan haben 722. einen störenden Druckfehler. Der Pentameter lautet: „Leser, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.“

[3]) Riemer (und Eckermann), Goethes poetische und prosaische Werke (2 Bde.), Stuttgart und Tübingen 1836 u. 1837.

einem in Goethes Nachlaß vorgefundenen Blatt veröffentlichte. Es sind die Nummern 1. 29. 30. 45. 167. 171. 357. 639. 702. Auch diese Handschrift ist verloren. Während sich Boas im „Xenienkampf"[1]) (I p. 209) gegen die Autorität dieser Handschrift erklärt, hat er sich im „Xenienmanuskript"[2]) (p. 128) bekehrt und hält Goethe endgültig für den Verfasser sämtlicher neun Distichen. Schmidt-Suphan sind ihm darin nicht gefolgt, und wie ich glaube mit Recht.

Im Jahre 1852 erhielt Boas von Eckermann als Dank für sein hingebungsvolles Werk über den Xenienkampf mehrere Originalmanuskripte geschenkt, die zusammen 113 Distichen enthielten, darunter 41 bis dahin unbekannte. Sie wurden 1856 durch Wendelin v. Maltzahn veröffentlicht, Boas hatte das Manuskript druckfertig hinterlassen.

Einen noch umfangreicheren Zuwachs erhielten die Xenien im Jahre 1893 durch die Veröffentlichung von Schmidt-Suphan nach den Handschriften aus dem Goethe-Schiller-Archiv, die noch etwa 170 weitere unbekannte Distichen brachten.

Wir haben heute den folgenden Bestand an Handschriften:

1. Das Boassche Manuskript H_1 mit Eintragungen von Goethe, Schiller, Geist, Rudolf. Die von Goethe und Geist geschriebenen Distichen gehören Goethe, die von Schiller und Rudolf geschriebenen Schiller.

2. Ha. — Goethesche Skizzen und Geistsche Reinschriften. Verfasser: Goethe.

3. Hb. — Die Geistsche Abschrift des Redaktionsmanuskriptes, das Schiller am 27. Juni an Goethe sandte. Das Redaktionsmanuskript selbst ist verloren. Über die Verfasser gibt Hb. also keine Auskunft, daß aber auch Schiller diese Abschrift in Händen gehabt hat, beweist seine Überschrift zu 33., außerdem viele Streichungen usw.

4. Hc. — Entwürfe und Klebestreifen in Goethes und Geists Hand. Verfasser: Goethe. (Leider bezeichnen die Herausgeber

[1]) Eduard Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf (2 Bde.), Stuttgart und Tübingen 1851.

[2]) Derselbe, Schillers und Goethes Xenienmanuskript, ed. W. v. Maltzahn, Berlin 1856.

auch alle in Briefen mitgeteilten Distichen mit Hc., also auch die von Schiller an Goethe gesandten, und verwirren durch die Anmerkung p. 222, daß es sich bei Hc. um Goethes ausschließliches Eigentum handle.)

5. Hd. — Das Redaktionsmanuskript des Herbst, das erst nach dem Druck des Almanachs entstanden ist (1800).

Das ist das Material an Drucken und Handschriften. Es ist vereinigt in der Ausgabe von Schmidt-Suphan (außer den neuen Distichen in Hd. und dem Distichon M. 98 p. 156, für das ja ebenfalls 1796 nicht als Entstehungsjahr feststeht).

Die genaue Anzahl der Distichen anzugeben ist müßig, da man sich schwer über die Grundsätze einigen wird, ob ein Distichon als selbständig oder als Lesart zu gelten hat; vgl. 165 : 889; 198 : 890—92; 227 : 901/02; 634 : 897—99; 99 Hb. : X; 461 Hb. : X. (Vgl. auch 132. 136. 137. 142. 698. 719. 342. 725—727.)

Aus demselben Grunde kann ich auch in der Eigentumsfrage die Zahl der urkundlich gesicherten Distichen nicht angeben, um so weniger, als zu den erwähnten Widersprüchen in den Drucken noch Widersprüche der Drucke gegen die Handschriften hinzukommen. Die Distichen mit Widersprüchen in der Überlieferung werde ich in Teil III untersuchen, da ihre Behandlung den ganzen Teil II zur Voraussetzung hat. Dort werde ich auch die Distichen behandeln, an denen aus inneren Gründen die Autorität der Urkunden diskutiert werden soll. **Alle diese Distichen sind in Teil II unberücksichtigt gelassen.** Es sind die folgenden dreißig Nummern: 99 M. 189. 192. 213. 235. 325. 556. 557. 565. 566. 567. 647. 648. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 695. 707. 751. 752. 753. 885. 886. 887. 913. 914. 920.

Den Tierkreis habe ich als Schillers urkundlich beglaubigtes Eigentum angesehen. (Goethe zu Eckermann am 18. 1. 1825: „den Tierkreis, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung“.)

II. Die Scheidungskriterien nach den Urkunden.

Da Schmidt-Suphan nur gelegentlich auf Kriterien für die Scheidung hinweisen, sind die fünf Aufsätze von Henkel[1]) die einzigen Spezialvorarbeiten, die das gesamte Material berücksichtigen. Die beiden ersten Arbeiten beruhten auf unsauber bearbeiteten Unterlagen, die drei späteren sind frei von diesem Fehler und berühren sympathisch durch ihre Unbefangenheit gegen ihre älteren Geschwister. Aber auch sie sind methodisch nicht einwandfrei, da Henkel die Xenien, die er Schiller und Goethe zuweist, mit den urkundlich beglaubigten auf eine Stufe stellt zur Feststellung neuer Kriterien, ja auch äußerlich den Unterschied gar nicht kenntlich macht. Zudem hat er einige Fundamentalkriterien nicht erkannt, wie die Bedeutung des Hiats, der Schreibung warrlich u. a.

Diese Fehler kennzeichnen die Grenzen der Arbeiten, innerhalb dieser Grenzen aber haben sie sehr wertvolle Ergebnisse gehabt, was ich ausdrücklich hervorheben möchte. So verdanke ich Henkel z. B. viele sprachliche Parallelen aus den anderen Werken der Dichter. Wo ich ihm folge und wo nicht, werde ich im einzelnen nicht erwähnen, da es zu oft auf ödes Besserwissen herauskäme, oft auch nur ein abweichendes Empfinden beweisen würde.

Bei weitem die wertvollsten Vorarbeiten waren für mich die Übungen des deutschen Seminars zu Göttingen unter Prof. Edward Schröder im Sommersemester 1905. —

Ich beginne die Untersuchung mit den äußerlichsten Kriterien, um dann durch Behandlung des Rhythmus auf die eigentliche Stilfrage zu kommen.

a) Orthographie und Wortform.

Man darf aus der Orthographie nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen, da weder Goethe, noch Schiller, noch auch ihre Schreiber darin konsequent sind. Auch hat Geist nicht immer diplomatisch abgeschrieben, wie z. B. aus *344.* ersichtlich ist, wo er das Schillersche „treflich" H_1 in „trefflich" Hb. umschrieb, das dann wieder von

---

[1]) H. Henkel, Über Goethes Anteil an den Xenien des Almanachs, Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. 1896 p. 187 ff. u. Zs. f. d. Unterricht 1900 p. 625 ff., ib. 1903 p. 228 ff., ib. 1905 p. 532 ff., ib. 1906 p. 719 ff.

Schiller im Almanach in „treflich“ geändert wurde. (Vgl. auch **602** Hb. : M. und **427** HbM. : **809.**)

Goethe schreibt *145* Ha „warrlich“, ebenso Geist *32* Ha Hb; aber *678* Ha schreibt Geist „wahrlich“! — Da Schiller M. dafür konsequent „warlich“ schreibt, so dürfen wir alle Geistschen Schreibungen „warrlich“ auf Goethes Rechnung setzen: **35. 263. 271. 317. 385. 412. 606.**

Goethe hatte in seiner Jugend Adjektiva auf -igt, -icht gerne gebraucht. Später vermied er sie so sehr, daß er auch „thörig“ schrieb (9. 5. 1798 an Schiller). Schiller dagegen behielt die veraltende Form bis zu seinem Tode bei. In den Xenien: *118.* wäßricht. **854.** wäßrigt. *280.* enghalsigt. **308.** rosigt. **406.** adlicht. **541.** thöricht.

Goethe gebraucht **307** Hb. „Feur“ einsilbig, Schiller ändert M. die ihm anstößige Form und schreibt „Glut“. Daher ist Goethe auch mit Sicherheit die Form „Schleyr“ **60.** zuzuweisen. (Schiller, der gerade die Pentameterzäsur sehr geschickt benutzt, würde „Gewand“ oder dergl. gesetzt haben.)

Die Form „zehen“ ist Schiller geläufig, wie seine Änderung **50** M. beweist, deshalb schreibe ich ihm auch **345. 382.** zu. Ebenso liebt er die Schreibung „schwüriger“, so daß Goedeke sie X p. 327 sogar gegen die Überlieferung einsetzt. Daher gehört **888.** auch wohl Schiller.

Goethe scheidet „für“ und „vor“ nicht so konsequent wie Schiller, darum ist „ein vor allemal“ **820.** wohl Goethes Eigentum.

Goethe sagt „die Zwiebel“, Schiller gebraucht das dialektische „der Zwiebel“ (Kapuzinerpredigt XII p. 35), hier **778.**

Goethe liebt es, zu Eigennamen den Artikel zu setzen, hier in der Überschrift **61.** „Zeus zur Venus“.

b) Wortwahl.

Wie sehr Goethe den Ausruf „wahrlich“ liebt, haben wir gesehen, der entspricht ganz seiner gemessenen gründlichen Art. Bei Schiller finden wir ihn überhaupt nicht (d. h. natürlich immer: in seinen gesicherten Xenien), und so müßten wir auch unbedenklich die drei nicht handschriftlichen „warlich“ des Almanachs **765. 858. 892.** auf Goethes Konto setzen, wenn nicht nach dem Zusammen-

hange **858.** Schiller gehörte. Hier ist das behagliche „warlich“ persiflierend gesetzt.

36. **458.** schilt Goethe seine Gegner „Schmarotzer“ (bei Voß in der Vorlage Odyssee XVII 449 fehlt das Wort). Die Wendung „zu was Ende“ **427.** deutet auf Schiller (III p. 113/14), wogegen das Reflexivum „sich erbosen“ **14.** nicht für Schiller belegt ist.

Da Schiller die Bildung von Zyklen mit fortschreitender Handlung liebt, verwendet er oft „jetzt“ und „jetzo“ *95. 103. 107. 108* Hb. *109. 143. 502. 579. 759.* **419. 465.** (*108* M. hat er „jetzt“ durch „nun“ ersetzt, das er z. B. auch *321.* verwendet).

499. 789. schaltet Schiller ein ironisches „leider“ ein. Das liegt eigentlich nahe und ist zur Versfüllung sehr bequem. Dennoch begegnen wir ihm bei Goethe überhaupt nicht, und so möchte ich auch alle übrigen an Schiller verweisen: **350. 351. 363. 435. 487. 814.** (Daß Goethe später einmal einen ähnlichen Witz machte wie Schiller **435.**, spricht nicht gegen die Verfasserschaft Schillers. Man vergleiche zu „den ich nennen darf“ auch **361.** „weiß ich, doch sag ich es nicht.“)

Schiller liebt eben die ironische Höflichkeit, er redet seine Gegner mit „ihr Herren“ an: *543. 834. 860. 871.* **779. 782. 802.** (Der Goetheschen Änderung *9* $H_1\beta$.

„Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.“

entspricht das Schillersche *843.*

„Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.“)

Parodierendes „halter“ schreibt Schiller *744.* **130.**, auch die komischen Verzweiflungsrufe: „wills Gott“ *201.* „Du lieber Himmel“ **167.** „Hilf Himmel“ **432.** „in Gottes Namen“ **894.** sind ihm zuzuschreiben. Die „alberne Albernheit“ **261.** kann ich mir beim besten Willen nicht von Goethe denken, (auch **267.** „albern“ setze ich auf Schillers Rechnung). Ein ähnlicher Fall ist der „menschlichste Menschenverstand“ **276.** (dagegen hat „weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann“ damit nichts zu tun).

Goethe sagt väterlich: „Willst du frei sein, mein Sohn“ *64* Ha HbM., die papierene Anrede „Jüngling“ weist auf Schiller hin: **238.**

Um einen zarten, dem Ohre nicht wahrnehmbaren physischen Vorgang zu bezeichnen — bildlich auch einen geistigen —, wählt

Schiller das Wort „leise“: *135. 571. 581.* Das ist außerordentlich charakteristisch, und deshalb ist ihm auch mit Sicherheit **245.** zuzuweisen.

Wenn Schiller das Wortpaar „dieser — jener“ für das Versmaß zu lang wird, so verkürzt er schnell entschlossen eins der Wörter in „der“: *204* Hb. **232. 361. 396.** (vgl. auch **825**).

Goethe schilt gern „den Deutschen“: *437. 599. 617. 694. 29.* **601. 604. 787. 836.** Interessant ist, daß Schiller sein Distichon *123.* unterdrückt und **432** Hb. „Deutsche Journale“ M. in „Journale, Kalender“ ändert. Daher schreibe ich Schiller auch die wohlwollende Aufmunterung zu: „Deutscher Genius“. **386** M.

Goethe liebt es, dem Demokraten den Aristokraten gegenüberzustellen: *24. 25.* usw. u. **798.**, und wie er *25.* **777.** vom „Volk“ spricht, so *29. 30.* **811.** vom „Pöbel“.

An sich ist aus dem Gebrauch von Fremdwörtern noch nichts zu schließen, doch haben die Goetheschen meist einen gelehrt-gebildeten Anstrich, die Schillerschen sind burschikoser: Misère *514.* Casus *519.* Actus *521.* Kadaver *105.* **353.** Bonmots **261. 478.** Bell'Lettres **418.** Rotürier **406. 784.** — Publizität **465.** — Messieurs **762.** Platitüde **828.** kurieren **166.** versifizieren **341.** schockieren **830.** — Auch läßt er gern geläufige lateinische und französische Wendungen einfließen: in corpore *425.* in pleno *860.* a priori **256.** sub hasta **822.** à propos **259.**

Das alles darf aber nicht gepreßt werden, denn z. B. Goethes Überschrift „Von vivants“ **307** Hb., die von Schiller im Almanach durch eine deutsche ersetzt wurde, seine „Boutiquen“ *704.*, „jocos“ *705.* haben denselben lässigen Ton. Spricht daher irgendein anderer Grund für Goethe, so dürfen wir nicht zu viel Gewicht auf solche Bonmots legen. So möchte ich auch **824.** „Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel“ Goethe zuweisen trotz „furios“ und trotz „Forcen“; man erwartet eigentlich „Force“, und diese Vermeidung des Hiats weist auf Goethe hin.

Der Mediziner Schiller, der *833.* von dem kalten Fieber der Gallomanie und dem hitzigen der Gräcomanie spricht, gibt sich auch sonst vielfach zu erkennen. So in den Xenien **164.—166.** gegen die Ärzte, in **771.**, in den anatomischen Distichen **353. 801. 802.** (auch wohl **58.** „seccant“) und in den Ausdrücken „styptisch“

117., „hypochondrisch“ *790.*, „hektisch“ *434* HbX. gegen H_1 (Goethe) und **498.** — Wäre übrigens „Paroxismus“ *31.* nicht urkundlich als Goethisch bezeugt, so würde man sehr geneigt sein, es an Schiller zu verweisen — ein Beispiel, wie wenig beweiskräftig alle diese äußerlichen Kriterien sind.

Aus der

Interpunktion

habe ich keine Schlüsse ziehen zu sollen geglaubt. Man sieht leicht, daß Goethe sorgfältiger interpungiert als Schiller, ist dann aber plötzlich erstaunt, Schillersche Distichen so reich interpungiert zu finden, wie man andererseits bei Goethe zuweilen mehr Zeichen erwartet hätte. Goethe hat noch viele Interpunktionszeichen mit Blei nachgetragen, sowohl in seine wie in Schillers Disticha, warum sollte er das auch nicht mit Tinte getan haben, und woran wären diese Kommata vor den übrigen kenntlich? — Vielleicht ist auch schon hier in seinen Keimen zu beobachten, was er viele Jahre später an Göttling schrieb (10. I. 1825): er wünsche, daß etwa eine in früheren Jahren übliche, allzuhäufige Interpunktion ausgelöscht und dadurch ein reinerer Fluß des Vortrages bewirkt werde.

c) Hiat.

Den Übergang von den äußerlichsten Merkmalen zu den rhythmischen bildet der Hiat. Er ist allerdings in erster Linie eine phonetische Erscheinung, die aber als solche auch ihre rhythmische Bedeutung hat.

Im Distichon erleichtert der Hiat überdies ungemein die zweisilbigen Senkungen, und seine Bedeutung für die Technik wird da am augenfälligsten, wo er in eine obligatorisch zweisilbige Senkung tritt, wo er also nur durch eine Änderung in der Wortwahl zu vermeiden gewesen wäre.

Ein Hiat entsteht, wenn unmittelbar auf unbetontes End-e vokalischer Anlaut folgt. Wir Norddeutschen sprechen den vokalischen Anlaut mit ausgeprägtem Glottisverschluß (spiritus lenis), der phonetisch — nicht etwa lautphysiologisch — große Ähnlichkeit mit dem abrupten End-e hat. Eine solche unvermittelte Folge von ähnlichen Klängen ist dem Ohre unsympathisch.

Wegen der zahllosen End-e in unserer Sprache ist aber der

Hiat hier so häufig wie der Sand am Meere, auch in festen Kompositionen, wie in „bə'énden", „gə'ä́rgert" usw. usw., so daß auch in der besten Prosa niemand den Hiat vermeiden wird. Hinzu kommt, daß bei schnellem Sprechen der Glottisverschluß auch von uns Norddeutschen nur noch sehr schwach angedeutet wird, ja, in manchen Kompositionen völlig geschwunden ist, wie das a in „beobachten" lehrt.

Anders liegt aber die Sache in der gebundenen Rede. Hier steht jeder Laut an seinem Platze, und jedem muß sein Recht werden. Der Hiat ist also eigentlich erst hier möglich, und hier wird er eben von vielen Dichtern auch vermieden. Bei der großen Geläufigkeit der Verbindung End-e — vokalischer Anlaut gehört dazu außer dem Gefühl für seine Anstößigkeit noch ein planmäßiges Ausmerzen, wenigstens in aller Poesie, die nicht intimste Lyrik ist. Viele Dichter erklären aber den Hiat auch hier für durchaus unanstößig, und das sind meist oberdeutsche.

In Oberdeutschland wird nämlich das End-e weder so abrupt noch so offen gesprochen wie bei uns, auch ist dort der Glottisverschluß bei vokalischem Anlaut gänzlich unbekannt. Es gibt dort also gar keinen Hiat. Während wir zum Beispiel „bə'ọbachten" sagen, spricht man dort „be͡ọbachten" mit steigendem Diphthongen e͡ọ. Ähnliche steigende Diphthonge würden satzphonetisch überall im Oberdeutschen festzustellen seien, da wo wir im Norddeutschen einen Hiat haben.

Aus der so klargelegten Natur des Hiat geht hervor, daß man nur dann von einem Hiat sprechen kann, wenn schwaches End-e und vokalischer Anlaut *unmittelbar* zusammentreffen. In der H-Zäsur vor einsilbiger Senkung kann daher ein Hiat gar nicht entstehen, noch viel weniger in der P-Zäsur oder gar zwischen H-Ende und P-Anfang. Auch wo zwischen End-e und vokalischem Anlaut eine Interpunktion steht, kann man nicht von einem Hiat sprechen. Dabei ist allerdings die Einschränkung zu machen, daß viele Kommata, besonders in zweisilbigen Senkungen, nur auf dem Papiere stehen, daß ihnen keine Pause entspricht. Die zählen dann nicht mit. Auch ist zu beachten, daß die Goetheschen Kommata viel bedeutungsvoller sind als die Schillerschen, da sie seiner gemessenen Deklamationsweise entsprechen.

Diesen Exkurs über den Hiat konnte ich nicht umgehen, da auch durch die Arbeit von J. Franck[1]) die Verhältnisse nicht genügend klargelegt waren.

Goethe vermeidet den Hiat sorgfältig. Wie weit das instinktive Abneigung, wie weit Überlegung ist, sieht man daraus, daß er in dem sorgsam gefeilten Epilog zu Schillers Glocke zwei Kompositionshiate belassen hat: „geübt“ und „geadelt“. Kompositionshiate sind aber phonetisch von Satzhiaten überhaupt nicht zu scheiden, nur muß man berücksichtigen, daß hier der Hiat zum langgewohnten Klangbild des Worts gehört.

Schiller als Oberdeutscher empfindet im Hiat nichts Anstößiges (ebensowenig wie sein Landsmann Mörike), wenn er auch schüchterne Versuche macht, ihn zu vermeiden. Übrigens auch die Dichtungen des Formkünstlers Stephan George wimmeln von Hiaten.

In den urkundlich Goetheschen Distichen haben wir nur zwei Hiate: *705* H. *720* H., und beide nur in den Skizzen Hc. überliefert. (*65* H. *170* H. auch *709* P. scheiden aus.) In *31* P. Ha. und *631* H. Ha. merzt er den Hiat aus.

Dagegen hat Schiller nicht weniger als 33 Hiate:

97 P. *115* P. *119* H. *122* P. *126* P. *135* H. *157* P. *162* H. *202* P. (zwei!) *217* P. *229* P. *323* P. *397* P. *504* P. *505* P. *508* P. *512* P. *520* P. *521* H. *537* P. *671* P. M. *722* H. *730* P. *745* P. *861* P. *863* H. *867* P. *868* P. *879* H. *879* P. Auch *187* P. *857* P.

(*203* P. *613* H. *856* P. scheiden aus.) Daß Schiller später bei der Aufnahme in seine Gedichte die Hiate *126* P. *162* H. *229* P. *504* P. getilgt hat, tut nichts zur Sache. Dafür hat er sich den Hiat *671* P. sogar erst in den Almanach hineinkorrigiert.

Ein so auffallendes Verhältnis wie 2 : 33 muß ein höchst wichtiges und ergiebiges Kriterium für die Scheidung werden. Berücksichtigen wir überdies, daß die beiden Goethischen Hiate nur in den Skizzen Hc. stehen, so müssen wir eigentlich alle Hiate in der Reinschrift Hb. und dem Almanach an Schiller verweisen. Bei zwei Distichen sprechen allerdings wichtigere Gründe für Goethe:

---

[1]) J. Franck, Aus der Geschichte des Hiatus im Verse, Z. f. d. A. 49 p. 147 ff.

8. Die Arten.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug zu erfreun.

schließt sich eng an *7.* an, das als Goethisch bezeugt ist. Dennoch ist es nicht gleichzeitig entstanden, wie Ha. lehrt, und könnte daher wohl von Schiller sein. Was mich bestimmt, es Goethe zuzuschreiben, ist, daß die leuchtenden Kugeln wohl die gleichen sind wie die zur Augenlust spielend geworfenen, das „auch" dann aber nicht stehen dürfte. Vgl. auch zu dem Wortpaar „einige — andere" *648.* — Auch **35.** möchte ich Goethe zuweisen wegen der Schreibung „warrlich", die allerdings bloß in Geists Hand vorliegt.

Sämtliche anderen Distichen mit Hiat haben dagegen nach meiner Meinung Schiller zum Verfasser:

4 H. **40** P. **54** P. **230** H. **234** H. **241** P. Hb. **289** H. **302** H. **322** P. **355** P. **362** P. **421** P. **429** P. **454** H. u. P. **459** P. (zwei!) **467** P. **494** P. **549** P. **767** H. **816** P. **822** P. **826** P. **832** H. **847** P.

(**522** P. und **829** P. scheiden aus.)

d) Rhythmus und Syntax.

Das Charakteristische im Rhythmus des Distichons ist die Zäsur des Pentameters: An diesem Fels bricht sich der „rastlos strömende" Lauf des hexametrischen Maßes; und wenn nach kurzem Ermatten die Woge doch noch darüber hinflutet, so muß sie dafür nur desto schneller zergehen. Deshalb darf hinter diesem Felsen auch kein Hindernis mehr auf ihrem Wege liegen, denn das zu überwinden, würde sie keine Kraft mehr haben.

Diesem antiken Bilde entsprechen nur wenige deutsche Distichen, sehr wenige von Goethe und Schiller. Und das ist erklärlich. Aus der deutschen Sprache heraus würde nie das Distichon erschaffen sein. Es ist geboren aus dem Rhythmus der silbenmessenden Sprachen, aus dem Geist der Sprachen mit beweglichem Akzent. Unsere deutsche Sprache hebt mit ihrem festen Akzent in Wort und Satz das Wesentliche über das Unwesentliche empor, und eins der feinsten Kunstmittel der gebundenen Rede ist die Verschiebung des Taktes, wenn der sinnfällige Rhythmus des Gedankens über den theoretischen Rhythmus des Versmaßes hinwegschreitet und

so das Versmaß nur die gedämpfte Begleitung zur Melodie des Verses wird. Wir lächeln über die starren, die klappernden Rhythmen der Meistersinger, und doch, in gewissem Sinne ist das Distichon noch starrer. Es duldet nicht die leichteste Verschiebung des Taktes, und was in den deutschen Rhythmen ein Vorzug sein kann, ist hier ohne weiteres ein Gebrechen. Und so anspruchsvoll das deutsche Distichon ist, so undankbar ist es auch: neben den antiken Distichen bleiben die Deutschen immer ohne natürliche rhythmische Kraft. Wenn daher Goethe und Schiller auf die Prosodie zu achten beschlossen, so war das nicht „gelehrter Unverstand“, und wenn Joh. Heinr. Voß immer penibler in der Beachtung der Längen und Kürzen wurde, so haben zwar seine Dichtungen darunter gelitten, weil er Unmögliches begehrte, aber daß er es tat, ist eine unbewußte Verurteilung der antiken Versmaße in der deutschen Dichtung.

Stehen die deutschen Distichen den antiken im Rhythmus des Wortes so weit nach, so ist das einzige, wodurch sie wieder etwas einbringen können, die belebte Gestaltung des Satzrhythmus. Beide Dichter setzen deshalb gern Hexameter und Pentameter in Antithese und Parallelismus, und Schiller verwendet seine ganze Kunst auf die Gestaltung des Pentameters. Bei seiner energisch zugreifenden Art hat er die Hauptmasse des Gedankens schon im Hexameter untergebracht, da bleibt ihm der Pentameter für ungestörte Stilisierung.

Wenn er auch die erste Hälfte in zweisilbigen Senkungen bildet, so zerlegt sich ihm der Pentameter in zwei kongruente Teile, die sich vorzüglich zu Parallelismus und Antithese eignen. Dabei ist es charakteristisch für Schiller, daß er hier den Akzent auf die homologen Silben legt. Man vergleiche dazu die Nummern *98. 122. 133. 202. 329. 347. 413. 508. 516. 518. 519. 521. 568. 577* Hb. *578. 593. 641. 663. 670. 724. 863. 868.*, alle mit dem straffen, gleichgeschnittenen Akzent. In *134. 225. 236. 323. 671* Hb. erreicht er die Wirkung nur durch ungewöhnliche Konstruktion, wie überhaupt alle syntaktischen Eigenheiten durch den Rhythmus bedingt sind. Dagegen halte man die selteneren Goetheschen Distichen *172. 211. 295. 328.* und mit auffälliger Wortfolge *173. 309. 649. 704.*

Statt des Goetheschen Pentameters *147* Ha_1 Hb.

„Zöge den einen herauf, oder den anderen hinab."

hätte Schiller wohl geschrieben:

„Zöge den einen herauf, zöge den anderen hinab."

Statt *181*P.

„Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht":

„Ob man auf Helm und Schild, ob man auf Meinungen ruht."

Schiller ändert ja sogar *129* Hb.

„Immer ist Sonntag, es dreht ewig am Herd sich der Spieß."

für den Almanach in:

„Immer ists Sonntag, es dreht i m m e r am Herd sich der Spieß."

Auch *586. 587.* trägt das gleiche Wort an gleicher Stelle in P_1 und P_2 den Hochton. Besonders charakteristisch *586*P.:

„Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg."

Da dürfen wir Schiller auch wohl für den Verfasser der folgenden Distichen ansehen:

54. Recht so, auf hündische Art zahlst du die hündische Schuld.
169. Mit den Augen zu sehn was vor den Augen dir liegt.
218. Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.
219. Aus dem harmonischen quillt alles harmonische nur.
227. Neue Naturen nur pflanzt in die Natur das Genie.
316. Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.
404. . . . Eine Collecte
Nenn es, der Armut zu lieb und bei der Armut gemacht.
532. Herrlich in glänzenden Reihn schmückt euch die glänzende Last.
627. Nichts wo die Göttliche blüht weiß ich der göttlichen gleich.

Die Vorteile, die die exponierte Stellung der Pentameterzäsur bietet, hat Schiller genial zu nutzen verstanden. Z. B. beginnt er mit einem eben erst gesagten Wort einen neuen Satz hart vor der Zäsur, setzt also gerade da mit neuem Fluß des Gedankens ein, wo er durch die Pause sofort wieder unterbrochen wird, und erreicht so eine überraschende Spannung (vgl. *644.*).

397. K o m m doch wieder, o k o m m witzige Einfalt zurück.
523. Hinter Dir s i e h s t Du, Du s i e h s t vor Dir nur Himmel und Meer.

623. ... Nicht die Sache
Will ich durch Dich, ich will Dich durch die Sache nur sehn.

234. ... An die neue Erwerbung
Wagst Du den alten, Du wagst kühnlich den ganzen Besitz.

237. ... Am Werke des Stümpers
Ist nichts schlechtes, es ist gutes daran nicht zu sehn.

293. ... Der König
Schmaußt in dem zweiten, es schmaußt fort bis zu Ende der Fürst.

302. Bist Du zum Fluge, Du bist nimmer zum Streben zu schwer.

379. Was mit glühendem Ernst die liebende Seele gebildet
Reitzte Dich nicht, Dich reitzt Leser, mein Kobold allein.
Vgl. auch

461. Spannt ihn wie wir ihn gespannt, schnellt durch die Äxte den Pfeil.

545. Auch ich lebte, auch ich hab mich des Lebens gefreut.

792. Was nur einer vermag, das sollte nur einer uns schildern,
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Immerhin erscheint mir dieses Argument allein nicht beweiskräftig genug, um deswegen auch **911.** an Schiller zu verweisen, und damit zugleich **910.**, und *909.* sogar gegen die Überlieferung.

In die P-Zäsur stellt Schiller gern das bequeme „allein“: *140. 200. 374* Hb. *622. 664.* und den geliebten „Freund“ *348. 358. 374* M. (für „allein“ eingesetzt) *431. 597.* **277. 303. 380. 403. 816.**, während Goethe überhaupt nur das einzige Beispiel *42.* hat. Dabei ist zu beachten, daß auch die „Herrn“ meist in der P-Zäsur stehen und viele andere Flickwörter, wie „wills Gott“, „bedenkt“ usw. Schillers Skrupellosigkeit beim Flicken erweist sich hier aber so groß, daß ich auch nur ihm das für ein Epigramm etwas reichlich naive „merket das wohl“ **633. 841.** zutrauen kann, das Hans Sachs alle Ehre gemacht hätte.

Zwar auch Goethe flickt viel, aber da seine Verse selten die schneidige Geläufigkeit der Schillerschen haben, bei ihm jedes Satzglied mehr für sich steht, so fällt sein Flicken erstens nicht so auf,

und dann ist es auch nie direkt zur Verbesserung des Rhythmus angewandt.

Ganz anders Schiller. Ein zweiter Prokrustes reckt er auch den Kleinsten, bis er in das Bett paßt, so füllt er *84.* das ganze Distichon mit einer Weisheit, die sonst in elf Silben geläufig ist (Sag was wahr ist, doch nicht alles was wahr ist):

„Alles sei recht was Du tust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte Dich ja, alles was recht ist zu tun“.

Den Großen aber haut er Kopf und Füße ab, wie wir **241.** mit Schaudern verfolgen können. Das hieß Hb.:

„Willst Du dem Schlechten den Preiß verschaffen? Zähle die Fehler,
Willst Du das Gute erhöhn, zähle die Tugenden ab“.

Das verstümmelt er M. in:

„Willst Du jenem den Preiß verschaffen, zähle die Fehler,
Willst Du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab“.

Da das Distichon so vollkommen unverständlich sein würde, setzt er die Überschrift „Das Mittelmäßige und das Gute“ darüber und glaubt so allen Anforderungen genügt zu haben. So macht er die Überschrift zu einem integrierenden Bestandteile des Distichons — d. h. wirklich: papierne Disticha. Weitere Beispiele:

86. Die gute Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

89. Würde des Menschen.

Nichts mehr davon, ich bitte euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöße bedeckt, — gibt sich die Würde von selbst.

Vgl. auch *615. 747. 204.*

190. Wahrheit.

Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden,
Daß es doch eines nur ist, macht das Verschiedene wahr.

219. Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten,
Aus dem harmonischen quillt alles harmonische nur.

227. Verstand und Genie.

Wiederholen kann jener was ist, er kann es verbessern,
Neue Naturen nur pflanzt in die Natur das Genie.

232. Witz und Verstand.

Der wagt zu wenig und jener zu viel — in der Nüchternheit mutig,
Fromm in der Wahrheit zu sein, war dem Genie nur verliehn.

300. Humanität.

Seele legt sie auch in den Genuß, noch Geist ins Bedürfniß,
Grazie selbst in die Kraft, noch in die Hoheit ein Herz.

306. Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schaut zum Himmel das Antlitz,
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

616. Philister und Schöngeist.

Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht nach der Wahrheit,
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

626. Der sittliche und der schöne Charakter.

Repräsentant ist jener der ganzen Menschen Gemeine,
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

804. Naturforscher und Transzendentalphilosophen.
(Überschrift zu **803.**)

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern,
Wandeln nur beide gerad, finden sich beide gewiß.

(über **803.** vgl. den nächsten Absatz.)

810. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, ums Ohr saus' ihm der stechende Schwarm!

838. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so,
Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so!

893/94. Der Strengling und der Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß Dir das Gute misfalle,
Dieser will gar, daß Du liebst, was Dir von Herzen misfällt.
Muß ich wählen, so seis in Gottes Nahmen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben was abgeschmackt ist.

897. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.

(Die beiden unter der gleichen Überschrift angeschlossenen Distichen **898. 899.** sind in dieser Verbindung auch wohl Schillers Eigentum, obgleich **898.** in seiner ersten Form **634** Hb. wegen der charakteristischen Verbindung von „grob" und „widrig" [wie in *51.*] wohl sicher Goethe zuzuweisen ist, trotzdem es sich eng an das vorhergehende **633.** anschließt, das wir Schiller zuerkannt hatten.)

Bei Goethe steht etwas zum Verständnis Wesentliches niemals in der Überschrift. Eine Ausnahme machen gewissermaßen seine kritischen Distichen über die zeitgenössische Literatur, die das rezensierte Werk als Überschrift tragen. Die sind aber im Grunde nicht verschieden von den Distichen, die den Adressaten oder den Sprecher in der Überschrift tragen, und die wir bei beiden Dichtern wiederholt antreffen.

Ein wirkliches Kunstmittel hat Schiller aus seiner Unart im Distichon *568.* gemacht:

Jugend.

Einer Charis erfreut sich jeder im Leben, doch flüchtig
Hält nicht die himmlische sie, eilet die irdische fort.

(Man beachte auch hier die virtuose Behandlung des Pentameters.)

Ähnlich Goethe in *738.*

Mittelmäßigkeit.

„Macht ihr euch Feinde zur Lust?" Im litterarischen Deutschland
Giebts nur Einen, er paßt in den Pentameter nicht. —

Goethe läßt *707. 717.* P_2 eine einsilbige Senkung durchgehen. Das kommt bei Schiller nicht vor, aber wie wenig wählerisch er in seinen Mitteln ist, zeigt z. B. die Art, wie er den verbogenen Goetheschen Pentameter *704.* herrichtet. Der hieß Hc.:

Doch die Hoffnung führt uns, und die Neugier herbei.

Schiller ändert:

Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

Auch sein eigener Pentameter **528.** ist charakteristisch:
„Wir, das glückliche Volk, brauchen sonst nichts als zu sein.“

Wie außerordentlich kunstvoll er andrerseits wieder den Pentameter zu stilisieren weiß, dafür möchte ich als interessantes Beispiel *529.* anführen:

Jetzo, Natur, beschütze Dein Werk. Auseinander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.

Schiller nimmt manchmal ein Substantiv durch zwei gegensätzliche substantivierte Adjektive wieder auf, um so noch nachträglich eine seiner geliebten Antithesen anzubringen: *122*P. *568*P. *663*P. **301. 341.**, manchmal stellt er auch das eine Adjektiv attributiv vor das Substantiv: *225*P. *278*H. *280*H. (HbM.) *577*P. *635*P. *671*P. Hb. **220**P. **387. 421. 900.** (Das einzige Beispiel bei Goethe ist *173.*)

Auch ohne Antithese nimmt Schiller ein Substantiv im Nachsatze gern durch ein substantiviertes Adjektiv statt durch ein Pronomen auf. Er tut das teils zur Versfüllung, teils — und da zeigt sich wieder seine große Ungeniertheit — auch mit einer neuen Wendung des Sinnes, die eigentlich einen ganzen Satz erfordert hätte: *226. 278* P. *280* P. **218. 219. 266. 530. 618. 627. 905.** (Das einzige Goethesche Beispiel ist *37.*)

In ähnlich abgerissenem Stil schreibt er *279.* „der Schnabel“ statt „sein Schnabel“, **306** Hb. „das Antlitz“ statt „sein Antlitz“, M. „das Auge“ statt „sein Auge“ und in **197.** „den Tapferen“, scilicet „der über sein Herz siegt“ und **231.** „den Thoren“, sc. „der den Witz gemacht hat“. Sehr charakteristisch ist auch die Änderung, die Schiller in der Handschrift H_1 mit dem Distichon *124.* vornimmt. Das hieß dort ursprünglich:

Rhein.

Treu wie dem Schweizer gebührt, bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den Rücken mir weg.

Dafür setzt er mit Aufopferung der unmittelbar klaren Fassung das „schönere“:

„über den duldenden Strom“.

Für das lebhafte Vorwärtsdrängen Schillers ist es charakteristisch, daß er zuweilen im Vordersatz ein Substantiv flüchtig durch ein Pronomen andeutet, das selbst erst im Nachsatz auftritt:

194 p. Soll er Dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.
667 p. . . . Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.
855. . . . Weils ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Paar Göttinger Würste für ihn.
167. Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrtum heraus.

(Vgl. auch **258**:
Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig, drum herrliche Donau
Spürt Dir der Häscher so lang nach, bis er seicht Dich ertappt.)

400. 730. **247. 248. 274.** wiederholt Schiller das Verb in verschiedenen Temporibus (vgl. auch **293.**), eine Wiederholung des gleich am Anfang gegebenen Befehls gibt er *746.* **610. 802.**

Äußerst reizvoll ist es, zu sehen, wie der Pentameter die hexametrischen Zitate aus dem Voßschen Homer geschlossener, gedrungener, eben epigrammatisch macht, ohne daß bewußte Kunst dabei gewaltet haben müßte.

e) Charakter.

Das Bestreben, „reitzend und lieblich zu seyn“, das uns schon in der Änderung *124* H_1. aufgefallen war, ist bei Schiller überhaupt oft erkennbar.

674. Was du auch giebst, stets giebst Du Dich ganz, Du bist ewig nur Eines,
Schon Dein zärtester Laut ist Dein harmonisches Selbst.

(Bis zu welchen Entgleisungen ihn diese Sucht führen konnte, zeigt sein Distichon **588.**, das er allerdings auch vom Druck ausgeschlossen hat.) Man vgl. auch „das weibliche Ideal“, „Tugend des Weibes“ und besonders „die Geschlechter“. Er häuft hier die Epitheta oft so, daß eins das andere aufhebt. Ähnlich:

379. Was mit glühendem Ernst die liebende Seele gebildet,
Reitzte dich nicht, dich reitzt Leser, mein Kobold allein.

(Ich sehe in diesem Xenion eine der absichtlichen Verschränkungen, die in solchen äußerlichen Mystifikationen viel leichter durchzuführen waren als in einer Angleichung des Stils.)

603. Was belohnet den Meister? Der zartantwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

669. Lieblichen Lohn hast du dir von der schönen schönster verdienet,
Auf den herrlichen Thron stellst du das holde Geschlecht.

821. Schade fürs schöne Talent des herrlichen Künstlers usw.

Auch sonst stehen bei Schiller viele Adjektive lediglich zur Versfüllung:

810. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, ums Ohr saus' ihm der stechende Schwarm.

Das einzige Mal, wo Goethe dem Fehler der Häufung verfallen ist, hat er ihn in seinen Gedichten selbst getilgt. *148* M.:

„Euch Präkonen des Pfuschers, Verkleinrern des Meisters, euch wünscht ich,
Blaß, und im Ohnmachts Gefühl, stumm hier am Ufer zu stehn".

Im „Winter" heißt der Pentameter:

„Mit ohnmächtiger Wut stumm hier am Ufer zu stehn".

Für diesen Fehler in seinen „lieblichen" Distichen entschädigt uns Schiller durch seine erquickende Schneidigkeit in den eigentlichen Xenien. Man vergegenwärtige sich den flotten Ton in der Salve gegen Nicolai und die lebhaften Eingangsxenien, die — wie Sauer [1]) nachgewiesen hat — dem Anfang von Hippels Lebensläufen nachgebildet sind. (Schiller an Goethe 12. 6. 1795.) Bei Goethe blickt oft der etwas steife und umständliche alte Herr durch:

34. Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.

65. Jedem Besitzer das seine! und jedem Regierer den Rechtssinn!
Das ist zu wünschen, doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

Ähnlich in vielen anderen, besonders in solchen gegen wissenschaftliche Gegner. Diese würdevolle Umständlichkeit verrät ihn auch in den Xenien:

[1]) A. Sauer, Zu den Xenien, Euphorion 1900 p. 767.

6. Alles, wir sagens vorher, ist nicht für alle, doch . . .
das Schiller schneidig ändert:
Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber, . . .
14. Dichter und Kinder, man giebt sich mit beiden nur ab um zu spielen.
254. Was den konfusen Kopf so ganz besonders bezeichnet,
Ist, daß er alles verfolgt, was zur Gestalt sich erhebt.
263. Manches Seelenregister enthalten die Bände, doch warrlich,
Was die Seele betrifft, diese vermißt man durchaus.
264. Rührt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich,
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.
270. Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, schwankest und Heringe fängst.
271. Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Doch die Deutlichkeit ist warrlich nicht Tugend an dir.
272. Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist, ernstlich, nach Bildung bestrebt.
433. Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

Aus dem Gegenteil, der Lebendigkeit, darf man aber nicht ohne weiteres auf Schiller schließen. Wie sehr hat Goethe z. B. das Schillersche Distichon *9.* verbessert. Das hieß H_1a. (Schiller):

Durch das Getreide liefen mit brennenden Schwänzen die Füchse,
Feuer fing da die Saat und der Philister erschrack.

Goethe machte daraus $H_1\beta$:

Laufet hin ihr lustigen Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Hb. heißt es dann:

Fort! ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen.

Von wem diese neue Änderung stammt, steht dahin, ich glaube von Schiller (wie der Eingang **246.**).

Sehen wir uns derartige Änderungen einmal im Zusammenhange an, wobei die späteren Abweichungen in den Gedichten nur gelegentlich berührt werden mögen. Ich setze dabei voraus, daß die Abweichungen des Almanachs von den Handschriften auf Änderungen Schillers beruhen. Diese naheliegende Vermutung

wird dadurch gestützt, daß der Almanach in den Schillerschen Distichen ungleich öfter einen von den Handschriften verschiedenen Wortlaut bringt als in den Goetheschen.

Schillers Änderungen bedeuten nicht durchweg Verbesserungen. Das ist eine verwegene Behauptung, denn schließlich ist doch vor allen er selbst in dieser Frage zuständig. Aber er hat auch selbst eine Änderung wieder rückgängig gemacht. *161* Hb.:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Er ändert M.: „soll immer bestehn", was er in seinen Gedichten wieder gut gemacht hat, indem er das alte „ewig" wieder einsetzte. Auch das Goethesche „ewig und ewig" *73* Ha Hb. ändert er für den Almanach in das geläufigere „immer und ewig", das Goethe selbst **33.** geschrieben hat. (Es ist bemerkenswert, daß hier die Überschrift „der Stöpsel" von Schiller herrührt, da man mit Rücksicht auf *286.* leicht geneigt wäre, sie Goethe zuzuschreiben. Wieder ein Beweis, wie wenig solche äußerlichen Übereinstimmungen beweisen.) Auch sonst hat Schiller im Almanach neben ausgezeichneten Verbesserungen noch Änderungen, die uns bedenklich erscheinen. *110* Hb.:

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrat
Schütz, nur geruhig, er liebt und er verstehet auch Spaß.

M. verbessert Schiller „geruhig" in „getrost", setzt aber für „verstehet auch Spaß" „versteht auch den Spaß". Da aber das Distichon selbst bei bescheidenen Ansprüchen keinen Spaß enthält, kann „Spaß" nur allgemein gelten, wie es ursprünglich auch gedacht war.

156 P. Hb. Still auf gerettetem Boot treibt an das Ufer der Greis.
M. . . . in den Hafen . . .

188 Hb. In unendliche Höhen erstreckt sich das Sternengewölbe,
Doch der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.
M. So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel.
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

222 Hb. Millionen gebraucht die Natur das Geschlecht zu erhalten,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
M. Millionen sorgen dafür . . .
S. Millionen beschäftigen sich . . .

Hätte Schiller statt dessen im Pentameter für „durch wenige" „in wenigen" gesetzt, so wäre er der Notwendigkeit überhoben gewesen, statt der Natur die Millionen zum Subjekt zu machen.

368 Hb. Jeden andern Meister erkennt man an dem was er darstellt,
An dem, was er verschweigt, kennt man den Meister des Stils.

M. S. . . . ausspricht,
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Durch das geflissentliche Hinzufügen von „weise" verleugnet Schiller ja gerade die Tugend, die er eben rühmt. Und die Änderung von „darstellt" in „ausspricht", bloß um zu zeigen, daß das Verschweigen auch ein Darstellen ist, entspringt ebenfalls unnötiger Leutseligkeit.

439 Hb. Vierzig Eselein ziehn den Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob der Kutscher regiert.

M. Woche für Woche zieht der Bettelkarren . . .

Diese Fassung sollte die Grobheit gegen die vierzig Mitarbeiter mildern, hat aber gerade das Gegenteil erreicht. Die lustige Überlegenheit über die vierzig Eselein entschuldigte den Bettelkarren und den schmutzigen Bock, aber jetzt ist nur eine Grobheit und ein verschlechterter Rhythmus übrig geblieben.

Vgl. auch *515* Hb.: MS. — *539* Hb.: MS. — *570* Hb.: MS. — *574* Hb.: MS. (besonders bezeichnend dafür, wie willkürlich die Schillerschen Epitheta sind) — *664* Hb.: MS. Ich habe hier nur die interessantesten Änderungen herausgegriffen — sehen wir dagegen, wie Schillers bessernde Hand an Goethes Distichen erkennbar ist. Goethe hatte geschrieben *410* Ha Hb.:

Glaubst du denn nicht wir könnten die schwache Seite dir zeigen? —
Immerhin tut es, denn ich halte sie selbst nicht für stark.

Schiller schreibt M:

Tut es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

65 Ha Hb. Eine kannt ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld, geschmückter hat Salomo keine gesehn.

MG. . . . herrlicher hat . . .

Hier handelt es sich einmal um eine ausgezeichnete Verbesserung (wie wir sie auch schon 6. beobachtet hatten), einmal ist vor allem der Fehler durchaus klar, der korrigiert werden soll (vgl. dazu auch *434* H_1 : Hb. M.), so daß das unsichere Tasten, das uns bei vielen seiner eigenen Distichen so auffällt, hier vollkommen fehlt. Deshalb glaube ich die folgenden Distichen wegen der Art ihrer Abänderung im Almanach als Schillers Anteil ansehen zu dürfen.

15 Hb. Halt Passagiere! Wer seid ihr? Wes Standes? Welches Charakters?
M. . . . weß Standes und Charakteres?

232 Hb. Der wagt zu wenig und jener zu viel — in der Nüchternheit mutig,
Fromm in der Wahrheit zu sein, war dem Genie nur verliehn.
M. Der ist zu furchtsam und jener zu kühn, nur dem Genius ward es
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.

237 $_H$ Hb. Blößen giebt nur das Gute dem Tadel, am Werke des Stümpers . . .
M. . . . das Reiche . . ., am Werke der Armut . . .

316 Hb. Hexen lassen sich wohl durch schlechte Verse zitieren,
M. . . . durch schlechte Sprüche . . .

336 Hb. Hängten auch alle poetische Sudler sich an dich, . . .
M. Hängen auch alle Schmierer und Reimer . . .

370 Hb. Eine lustige Weisheit doziert hier ein lustiger Doctor,
Bloß dem Namen nach ernst, und in dem lustigen Saal.
M. Eine spaßhafte . . ., . . . Ernst, . . . lustigsten Saal.

423 $_P$. Hb. . . . In Herrn Jakobs Moral kürzlich zu Halle gesehn.
M. In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.

614 Hb. Nur das leichtere trägt auf leichter Achsel der Schöngeist,
M. . . . auf leichten Schultern . . .

628 Hb. Ein unendliches ahndet, ein höchstes verschafft die Vernunft sich,
In der schönen Gestalt sieht es verkörpert der Blick.
M. . . . ahnet . . . erschafft . . .
lebt es dem Herzen, dem Blick.

639 Hb. Was heißt schonender Tadel? der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein der dich selbst über den Fehler erhebt.
M. Was heißt zärtlicher Tadel? — der deine Schwäche verschonet?
Nein der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

Dagegen stellen die Änderungen seiner Distichen **218. 231. 481. 485.** im Almanach ausgezeichnete Verbesserungen dar. —

Während Schiller in den Distichen auch auf seine eigenen Werke anspielt — meist ein kritisches Urteil parodierend — spricht Goethe nur von dem Freund und dessen bezw. ihren gemeinsamen Werken: *444. 456. 460. 643.* **271. 780.** Alle Distichen, die Beziehung auf Goethe und dessen Werke haben, schreibe ich Schiller zu: **230. 346. 361. 362. 378. 379. 427. 814.** (**805.** kann nicht Goethe meinen, da Goethe selbst der Verfasser ist, wie Leitzmann[1]) nachgewiesen hat.) **345.** kann wegen des „einzigen unsterblichen Friedrich" nicht von Goethe herrühren. **363.** gehört Schiller, weil Lachesis bei ihm als die Parze erscheint, die den Lebensfaden zerschneidet (vgl. I. p. 235), während sie bei Goethe die Spinnerin ist (vgl. I. Bd. 15 I p. 33/4).

Beziehungen auf biblische Erzählungen bringt Schiller *9. 158* Hb. (Joh. 8. 59) M. (cf. Luc. 22. 52), *504.* (Marc. 16. 31.), Goethe *651.* Es liegt mir fern, darauf irgendwelche Schlüsse für Schiller zu bauen, ich führe es nur an, damit nicht umgekehrt geschlossen werde.

Schiller zeichnet sich vor Goethe dadurch aus, daß er die abstraktesten Gedanken in abstrakter Formulierung vorträgt. Das einzige Mal, wo Goethe etwas rein Gedankliches ohne symbolische Einkleidung sagt, schließt er sich an ein wundervolles Bild im vorangehenden Distichon an: *631.* (vgl. *630*). Sonst haben seine Reflexionen immer eine sehr reale Beziehung: *28. 52. 712.*, auch *209. 210.* (Newton). — Dagegen halte man die viel blasseren Schillerschen Distichen: *194. 195. 196. 202—206. 215. 217. 368. 536. 537. 615. 622. 625. 635. 644. 673. 674. 882.* Interessant dafür, einen wie theoretischen Ton Schiller selbst in die Polemik hineinträgt, ist

[1]) A. Leitzmann, Authentische Xeniendeutungen, Euphorion 1895 p. 637 ff. (u. 679).

187. An die Astronomen.

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Bedenkt man, daß diesen allgemeinen Gedankenspielen, denen oft die lebendige Beziehung zur Wirklichkeit fehlt, kein Goethesches an die Seite zu stellen ist, daß ferner in den Geschlechtern, der Tugend des Weibes und dem weiblichen Ideal trotz allem Beiwerk die Reflexion vorherrscht, so dürfen wir auch den folgenden Distichen Schillers Namen geben: **190. 191. 193. 555. 626. 627. 628.**

Obwohl es eigentlich nicht hierher gehört, möchte ich auch **82.** hierher setzen wegen der naiv bündigen Scheidung: „Philosoph—Weltmann", und **88.** „Schwärmer—Weltmann". Inhaltlich vgl. zu **82.** Schillers Worte an Goethe v. 7. 9. 1794: „Will er (der Kunstkritiker) ehrlich sein, so muß er entweder gar schweigen, oder er muß (was man auch nicht immer gern hat) zugleich der Gesetzgeber und der Richter sein". —

Goethe hat eigentliche Stilkritik nicht ausgeübt. Seine Xenien sind mehr gegen den Inhalt als gegen die Form gerichtet, vgl. die Xenien gegen Stolberg, auch *372.* **298. 299.** Allenfalls müßte man *22.* als Parodie auf „La verité, rien que la verité, tonte la verité" ausnehmen. Dagegen verrät sich der Dichter der Jeremiade und von Shakespeares Schatten auch in **261.**

Der bunte Styl.

Die französischen Bonmots besonders, sie nehmen sich herrlich
Zwischen dem deutschen Gemisch alberner Albernheit aus.

Ebenso in **246. 248. 259. 293. 314. 315. 322. 350. 363. 378. 406. 424. 430. 769. 814.** Alle diese Xenien befassen sich mit dem rein Formalen, dem Stil, und scheiden sich dadurch von vielen anderen, mit denen sie auf den ersten Blick wohl Ähnlichkeit haben.

Ich habe unter abstrakten Gedankendistichen natürlich nur die allerbezeichnendsten anführen dürfen. In Wirklichkeit gehört Schiller fast das ganze Kontingent der Distichen mit allgemein philosophischem und kunsttheoretischem Inhalt. Wenn Schiller hier auch oft vom Allgemeinen ins Besondere geht, so wählt er doch mit Vorliebe die umgekehrte Folge. Da zieht dann der Pentameter die Summe aus dem, was der Hexameter aufstellt.

Ist der Hexameter friedlich, so gibt der Pentameter irgendeinen allgemeinen Sinnspruch:

196. Stimme des ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber,
Heil dir, wen die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Ein Goethesches Beispiel:

151. Willst du schon zierlich erscheinen? und bist nicht sicher? Vergebens.
Nur aus vollendeter Kraft blickt die Anmut hervor.

Ist aber der Hexameter feindlich, so wird zu dieser Anzüglichkeit im Pentameter die witzige Pointe präsentiert. Goethe liebt solche Distichen sehr, nur läßt sein gemessener Ton sie nicht zu voller Wirkung kommen.

36. Erst habt ihr die großen beschmaußt, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirte gesehn.

37. Freiheits Priester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen;
Denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht!

290. Als Kentauren gingen sie einst durch Wälder und Berge,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
vgl. auch *333. 372. 444. 457.*

199. Ernsthaft beweisen sie dir, du dürftest nicht stehlen, nicht lügen.
Welcher Lügner und Dieb zweifelte jemals daran?

332. Treibet das Handwerk nur fort, wir könnens euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

317. Manso über die Verläumdung der Wissenschaften.
Wer verläumdet sie denn? Wer so elend wie du sie verteidigt.
Warrlich der Advokat ist des Beschuldigers wert.

Halten wir die Schillerschen Distichen mit ähnlicher Gedankenführung dagegen:

313. Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust, nur — malet den Teufel dazu.

319. Auch zu lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch getan.

57. Manchen Lakay schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut, wir spendieren euch hier K(ramern) als Mann von Verdienst.

166. Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihr alle kurieren,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr.

257. Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

314. Ohne das mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Künstler wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

802. Schneidet, schneidet ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler,
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leyhn!

Diese lächelnde Gewandtheit des Tones ist von Goethe in den Xenien sehr selten erreicht. Er doziert immer, auch wenn er schilt. Zu dieser Leichtigkeit wirken bei Schiller die verschiedensten Faktoren zusammen, wollte man die alle darlegen, so würde das die gelungenste Parodie dazu werden.

Von unvergleichlicher Wirkung wird aber die geschliffene Pointierung des Pentameters, wenn der Hexameter durchaus ehrbar und gutmütig ausschaut, und erst nachträglich durch den verblüffend boshaften Pentameter einen verschmitzten Zug erhält, der anfangs gar nicht in die Augen gefallen war. Dieser höchsten Kunstform des distichischen Xenions hat Goethe sich ein paarmal genähert, ganz erreicht hat er sie nie.

32. Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menschen zum Bessern!
Warrlich du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

440. Genius der Zeit.

Dich, o Dämon erwart ich, und deine herrschenden Launen,
Doch im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

Beide Distichen beginnen pathetisch, und gegen das Pathos in den Xenien ist man sehr bedenklich gestimmt, besonders nach Erfahrungen wie dem Goetheschen

441. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald der frömmelnde schreibt.

Die Überraschung durch den Pentameter ist also nicht groß. Einen witzigen Gedanken enthält er **800.**

Gelbrot und Grün macht das Grüne, Grün und Violblau das Blaue.
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

Aber das Ganze ist zu schwerfällig, und der Hexameter überdies zu auffallend borniert. Darin gleicht ihm der Hexameter **14.**

14. Dichter und Kinder, man giebt sich mit beiden nur ab, um zu spielen,
Nun so erboset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

Hier macht aber die feine Ironie des Pentameters das Xenion doch vielleicht zu dem besten, das Goethe verfaßt hat.

Dagegen halte man nun die boshaft witzigen Xenien Schillers:

188 Hb. In unendliche Höhen erstreckt sich das Sternengewölbe,
Doch der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

312. Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

344. Literaturbriefe.
Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk, ich wills glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

347. Pantheon der Deutschen.
Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

358. Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

723. Weil er unwissend sich rühmte, nannt ihn Apollo den Weisen.
Freund, wieviel weiser bist du, was er bloß rühmte, du bists.

748. Weil ihr in Haufen euch stellt, so glaubt ihr mehr zu vermögen?
Desto schlimmer: je mehr Bettler, je fauler die Luft.

Vgl. auch die ebenso witzigen: *140. 158* Hb. *159. 321. 329. 348. 636. 755. 756. 844.*

Hier haben wir eine Sphäre, die Goethe nicht beherrscht, und deshalb sind auch die folgenden Distichen mit völliger Sicherheit Schiller zuzuweisen:

160. Metaphysiker und Physiker.
Welches Treiben zugleich nach reiner Vernunft und Erfahrung.
Ach sie stecken das Haus oben und unten in Brand.

164. Wissen möchtet ihr gern die geheime Struktur des Gebäudes,
Und ihr wählt den Moment, wenn es in Flammen gerät.

239. Nur das feurige Roß, das mutige stürzt auf der Rennbahn,
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

247. Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

253. Willst Du alles vertilgen, was Deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

266. Nenne Lessing nur nicht, der gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warfst du ein schrecklicher Dorn.

316. Manso von den Grazien.
Hexen lassen sich wohl durch schlechte Verse zitieren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

369. Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.

402. Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

466. Hekate, keusche! Dir schlacht ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie. Sie hat nie was von Liebe gewußt!

776. Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Was Goethe hierzu fehlt, ist einmal wohl die witzige Ader, aber vor allem die lachende und selbstverständliche Überlegenheit

Schillers, die sich z. B. auch klassisch in den beiden folgenden Xenien kundgibt.

256. Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm!

781. Etwas nützet ihr doch, die Vernunft vergißt des Verstandes
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

Goethen gelingt viel seltener ein Witz, und dem fehlt dann fast immer die wirkungsvolle Formulierung, die Pointe kommt schon im Hexameter, und der Pentameter hinkt nach:

677. Ja, wie Bileam geht mirs, nur umgekehrt; will ich euch loben,
Siehe da stößt der Geist scheltende Worte hervor.

Besser ist 691.

„Niemand soll mich bestechen" — ich glaub es, die häßlichen Weiber
Drohen mit gleichem Glück ihren Verführern mit Schmach.

Wenn auch in Goethe das Gefühl der Überlegenheit nicht weniger ausgeprägt war als bei Schiller, so hatte er doch den souveränen Ton verlernt, den er in „Götter, Helden und Wieland" so unvergleichlich innegehalten hatte. Auch fehlt ihm der Feldherrnblick Schillers, dem keine Blöße des Feindes entgeht: der schlägt sofort drauf los, Goethe betrachtet den Beschränkten zunächst als Phänomen, sucht ihm seine Schwäche gehörig plausibel zu machen und begründet so seine Verachtung.

296. Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Daher auch die vielen beteuernden „warrlich" und „fürwahr" z. B. 819.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft, so bist du fürwahr Kindern und Krämern ein Gott.

Das sind so ziemlich die Distichen, in denen Goethe das Gefühl seiner Überlegenheit am schroffsten äußert. — Wie ganz anders dagegen Schiller! Wie springt der mit den Leuten um! Ich erinnere an die Philosophen-Komödie, an den Streit der

Rhapsoden um die Würste, an viele Distichen des Tierkreises, wie etwa *112*.

Im Vorbeigehen stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock;
Das verdrießt ihn, so giebts etwas zu lachen fürs Volk.

775. Kant und seine Ausleger.

Wie ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

In solchen Situationen hat Goethe seine Gegner nie erscheinen lassen, so daß wir auch wohl die folgenden Xenien als Schillers Beitrag ansehen dürfen:

255. Querkopf! schreit ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

262. Sehen möcht ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und von dem Fund entzückt drauf dich im Spiegel besiehst.

429. Arm in Arme nun geht ihr zur Herrlichkeit ein, ihr vermählten
Seelen, ich hüpfe als Spitz hinter euch Glücklichen her!

432 M. Wie sie knallen die Peitschen! Hilf Himmel, Journale! Calender!
Wagen an Wagen; Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

497/98. Ovid.

Sag doch, Odysseus, das muß ein tüchtig gesegneter Kerl sein,
Der sich von Amors Kunst nach mir zu singen vermaß.

Antwort:

Geh doch, ein hektisches Bürschchen, das mit dem Finger nur sündigt,
Noscitur ex libro quanta sit hasta viri.

771. Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

782/83. Rein zuerst sei das Haus, in welchem die Königin einzieht,
Frisch denn! die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, seid ihr da.
Aber erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

807. Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch beim Apollo! kein Spaß!

In allen diesen Epigrammen herrscht eine herzhafte Grobheit, die nur noch durch die Komik der fingierten Situation überboten wird. Wo Goethe grob wird, da fehlen ihm nur zu oft die Grazien. Aus seinen Xenien spricht dann eine peinliche Gereiztheit, die z. B. auch die Zeitschriftenxenien ebenso unwirksam macht wie die gegen wissenschaftliche Gegner.

Einige Beispiele:

46. Öfters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken,
Auch jetzt wirkest Du nicht, nimm nur das Maul nicht so voll.

47. Auszuziehen versteh ich und zu beschmutzen die Schriften,
Dadurch mach ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.

441. Urania.
Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald der frömmelnde schreibt.

678 Hc. Freiheit ist ein herrlicher Schmuck. Doch steht er, wir sehens,
Jeglicher Menge so schlecht, als nur das Halsband dem Schwein.

19. Zwei Journale giebt er heraus, wohl dreie, verwahret
Nur die Papiere, denn ihn treibet der Hunger auf Raub.

48. Schlechtes zu fertigen ist doch so leicht, und selber das schlechte
Ist ihm zu schwer, sein Buch wird nur durch Stehlen gefüllt.

50 Hb. Gern erlassen wir Dir die moralische Delikatesse,
Herzlich zufrieden, wenn du, Freund, nur nicht lügst und nicht stiehlst.

Schiller mildert die groben Worte des Pentameters in:

M. Wenn Du die zehen Gebot nur so notdürftig befolgst,

ohne dadurch dem boshaften Inhalt etwas anzuhaben.

53. Ist das Knie nur geschmeidig, so darf die Zunge schon lästern,
Was darf der nicht begehn, der sich zu kriechen nicht schämt

265. Lobt ihn, er schmiert ein Buch, euch zu loben, verfolgt ihn, er schmiert eins,
Euch zu schelten, er schmiert, was ihr auch treibet, ein Buch.

Das Distichon hat die gleiche Gedankenführung wie *335.* (Kriechender Epheu), die Goethe schon bei Martial gefunden hatte.

269. Die Horen an Nicolai.

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln,
Und Du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort.

298. Das verkauft er für Humanität? Zusammen addieren
Kannst Du den Engel, das Vieh, aber vereinigen nicht.

Das Xenion gehört schon deshalb nicht Schiller, weil man den Engel und das Vieh nicht „zusammen addieren" kann.

299. Menschlichkeit kennest du nicht, nur Menschlichkeiten; der Dämon
Wechselt bei dir mit dem Schwein ab, und das nennest du Mensch.

Was diese Distichen von den Schillerschen unterscheidet, ist keineswegs die Grobheit des Inhalts. Schiller kann furchtbar grob werden, nur die Grobheit des Ausdrucks verschmäht er — außer wo er dadurch grotesk wirken will, wie **249.** —, weil er weiß, daß er ohne die viel wirksamer ist. Dem gereizten Tone Goethes nähert er sich am meisten in den Distichen *621.* **54. 331.**, sonst spricht aus ihm mehr der mit Verachtung gepaarte Ärger als leidenschaftlicher Zorn.

186 Hb. Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen,
Ist der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch giebt?

41. Nein das ist doch zu arg. Da läuft auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

273. Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

315. Still doch von deinen Pastoren mit ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

610. „Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nimmer und nimmermehr ruhn?

Die große Ähnlichkeit dieses Epigramms mit

198 Hb. Wie sie mit ihrer Moral, die schmutzigen Naturen uns quälen!
Tut euch die Peitsche so gar not, was empfehlt ihr sie uns?

legt die Vermutung nahe, daß beide denselben Verfasser haben.

Ich glaube das auch, obwohl Goethe **198** Hb. mit in seine „Moralischen Schwätzer“ **890—92.** verarbeitet hat, denn dort hat er gerade die Ähnlichkeit mit **610.** völlig zerstört. Der Pentameter lautet jetzt:

Freilich der groben Natur dürfen sie gar nicht vertrauen,

und ist außerordentlich charakteristisch für die Verschiedenheit der beiden Dichter.

Auch hat Schiller die Fähigkeit, seine Grobheiten in einem so harmlos selbstverständlichen Tone zu sagen, daß sie mehr verblüffen als erbittern:

425. Jeder, siehst Du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig.
Sind sie in corpore, gleich wird Dir ein Dummkopf daraus.

740. Schreiben wollt er und leer war der Kopf. Da besah er sich Deutschland,
Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gefüllt.

(Lichtenberg hat den Gedanken noch witziger pointiert: „Er exzerpierte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buche neben dem Kopfe vorbei in ein anderes“.)

834. Griechheit was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns sprecht.

835. Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande
Bitt ich! daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

346. Kennt ihr im Reineke Fuchs die appetitliche Höhle?
Just so kommt er mir vor unter den Kindern des Geists.

403. Nichts als Dein Erstes fehlt Dir, so wäre Dein Zweites genießbar,
Aber Dein Ganzes mein Freund, hat auch nicht Salz noch Geschmack.

404. Eine Collection von Gedichten? Eine Collekte
Nenn es, der Armut zulieb und bei der Armut gemacht.

Dieses heitere Unbeteiligtsein, das Schiller selbst in seinen groben Distichen wahrt, fehlt Goethe vielfach auch da, wo man es bestimmt erwarten sollte: in seinen ironischen Distichen. Sein Organ ist da nicht modulationsfähig genug, und er bringt es oft nur zu einem schlimmen sauersüßen Lächeln:

44. Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.
354. O wie schätz ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an.
407. Ehmals hatte man einen Geschmack, nun giebt es Geschmäcke!
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack.
437. Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und bist Du,
Deutscher Monat vielleicht, auch so ein deutsches Produkt?
456. Du erhebest uns erst zu Idealen, und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück! Glaubst Du wir danken Dir das?
694. Deutsche Bären nennte man sonst die deutschen Baronen,
Sag, wie nennen sie denn, deutschester Michel, dich dort?

Wie anders auch hier wieder Schiller! Er beherrscht alle Tonarten von der blutigsten Parodie bis zur kleinen boshaften Freundlichkeit. Wir haben auch vorher schon gesehen, wie fast überall bei ihm die Ironie durchblickt, was besonders unbehaglich wird, wenn man nicht mehr recht weiß, wo die Freundlichkeit aufhört und die Bosheit anfängt. Ein paar weitere Beispiele:

375. Herr Schatz an den Reichsanzeiger.

Dieser schreckliche Mann rezensierte für Jena, für Leipzig!
Deutschland!! solche Gewalt konntest Du Einem vertraun!
337. Überall bist Du Poet, im Gespräch, in Geschäften, am Spieltisch,
Nur in der Poesie bist Du nicht immer Poet.
363. Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

Doch auch bei Goethe treffen wir neben Mißlungenem vollkommene stilreinste Ironie wie *728.*

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet,
Sondern die Tugend hat selbst sich verkörpert in Euch.

Deshalb würden Schlüsse, die man allein darauf bauen wollte, nur subjektive Bedeutung haben. Das aber muß betont werden, daß wie an den witzigen, so auch an den rein ironischen Distichen der Löwenanteil Schiller zukommt.

III. Die Glaubwürdigkeit der Urkunden.

Hier mögen zunächst die dreißig Distichen besprochen werden, bei denen die Urkunden widerspruchsvoll sind oder sonst wichtige Gründe gegen die Überlieferung sprechen. Die summarische Behandlung des Teil II verbietet sich hier von selbst, hier muß bei jedem Distichon das Für und Wider ausführlich gegeneinander gehalten werden. Des inneren Zusammenhanges wegen bin ich von der zahlenmäßigen Reihenfolge abgewichen. Ich beginne mit dem Zyklus

„Einer“.

Er ist im Almanach unterzeichnet: „G. u. S.“, und ich habe schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß es schon dieser Unterschrift wegen durchaus unstatthaft sei, den ganzen Zyklus Goethe zuzuweisen. Sehen wir, was sonst noch dagegen spricht.

556/57. Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.
Raum und Zeit, ich empfind es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Hierzu bemerken Schmidt-Suphan p. 190: „In 556. 557. spielt Goethe mit Kantischen Begriffen“ — zitieren als Beleg eine Stelle Schillers und fahren dann fort: „Goethe als alleinigen Urheber, trotz der Chiffre ‚S. u. G.‘, erkannte Marianne v. Eybenberg“. Sie beziehen sich dabei auf folgende Briefstelle (Jahrbuch 14. 32): „Ist nicht ‚Einer‘ von Ihnen? Es steht S. u. G. zwar darunter, aber ich fühle nur das G., ich denke, das Gedicht hat nur einen Schöpfer“!

Für die Beurteilung von Goethes Stellung zur Kantischen Philosophie ist Marianne v. Eybenberg unzuständig. Wahrscheinlich hat sie den eigentlichen Sinn der beiden Distichen überhaupt nicht begriffen, konnte ihn auch gar nicht begreifen, wenn sie Kant nicht mit Erfolg gelesen hatte. Goethe ist der Kantischen Philosophie innerlich immer fremd geblieben, er hatte den glücklichen Wirklichkeitssinn, wie ihn später auch Gottfried Keller bewies in seinem Abendliede „Augen, meine lieben Fensterlein“. Zum Be-

weise ziehe ich den Brief an die Erbgroßherzogin vom 3. Januar 1817 (!) heran (Jahrbuch 21 p. 34 ff. mit den Anmerkungen ibid. p. 47), auch die berühmte Äußerung gegen Schopenhauer und seinen Brief an ihn vom 16. November 1815 („Wer selbst geneigt ist, die Welt aus dem Subjekt zu erbauen usw."). So konnte er selbst im Scherze nicht von sich sagen, daß ihm Feld, Wald, Fels und Gärten nur Explemente des mathematischen Raumes seien, auf den Gedanken wäre er nie gekommen, konnte er gar nicht kommen. Das ist Schiller, schon allein wegen der Schillerschen Originalscheidung von „Raum" und „Ort". Um aber auch den Ungläubigsten zu bekehren, hat Goethe in seinen Gedichten „Formen des Denkens" in „Formen des Anschauens" verengt. —

Wenden wir uns zu dem Distichon 920. An das Goethesche 563.

Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

schließt sich im Almanach unmittelbar an:

920. Kennst Du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Schaefer [1]) (p. 450) und Boas haben dieses Distichon Schiller zugesprochen, und ich möchte ihnen beipflichten. Durch unsere Handschriften ist bewiesen, daß 920. nicht gleichzeitig mit 563 entstanden ist, 563. war ursprünglich als Präludium zu 564. gedacht, und an 920. erinnert auch das andere Schillersche Distichon 645.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

Daß nur das Lebendige schön sei, sagt Schiller X p. 327: „Das Schöne soll nicht bloß Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist ‚Schönheit', sein". Und im Distichon 627. sagt er:

Wäre sie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die göttliche blüht, weiß ich der göttlichen gleich.

---

[1]) J. W. Schaefer, Zur Kritik der Goethe-Schillerschen Epigramme von 1796; Prutz, Lit. Taschenbuch 1846 p. 447 ff.

Da müssen wir auch ihm 565/66. zuerkennen:

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht dich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.
Und die Liebe, die Blumen, der Tau und die Jugend vernahmens,
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron

Der Pentameter

Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

erinnert in seiner wunderbar kunstvollen Gliederung an den anderen Pentameter Schillers:

Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.

Auch liebt Schiller solche fein geschliffenen Gegenüberstellungen wie 565., manchmal sogar mit ein klein wenig preziöser Pointierung, wie 614., wo er den „schönen Geist" dem „Schöngeist" gegenüberstellt (vgl. auch 190. 544. 555.), und im Distichon 191., wo es heißt:

191. Schönheit ist ewig nur Eine, doch zahllos wechselt das Schöne,
Daß es Eines doch bleibt, macht ja das wechselnde schön.

567. Leben muß man und lieben. Es endet Leben und Liebe!
Schnittest du Parze doch nur beyde die Fäden zugleich.

Goethe ändert für seine Gedichte „beyden die Fäden zugleich". Der Sinn bleibt ja der gleiche, vielleicht entsprang die Änderung auch nur euphonischen Gründen; mir scheint die unschönere und um eine Nüance abstraktere Form „beyde die" für Schiller zu sprechen. Und da das Distichon in dem gleichen Ton ausklingt, der eben leise gerührt war, so möchte ich es auch dem gleichen Verfasser wie 565. 566 zuweisen. —

Der Zyklus

„Vielen",

der Frühling[1]) der Vier Jahreszeiten, trägt auch im Almanach die Unterschrift „G u. S.", aber auch ihn möchten Schmidt-Suphan zu Goethes alleinigem Eigentum stempeln (p. 194: „Goethes Zyklus

---

[1]) Schmidt-Suphan verwechseln mehrfach „Frühling" und „Sommer", so p. 189. 194. 241.

Vielen . . ."). Boas [1]) bemerkt zu diesen Distichen: „Dießmal muß ihre (Charlottens) Autorität unangefochten bleiben, denn die Epigramme auf bekannte Damen erregten gewiß ihr vollstes Interesse, und man zeigte ihr dieselben, sobald sie entstanden waren. Hätte Charlotte aber ein Alter von hundert Jahren erreicht, sie würde keinen Umstand vergessen haben, der sich daran knüpfte, oder sie müßte keine Frau gewesen seyn".

Eine triftige Argumentierung! Fragt sich nur noch, ob Charlotte wirklich den Verfasser jedes dieser Distichen gewußt hat, was aber aus dem gleichen Grunde wahrscheinlich ist.

Max Waldau [2]) meint in seiner Rezension, die beiden ersten Distichen (647. 648.) müßten Goethe zugewiesen werden, hier träfe auch Boas' Argument nicht zu. Sonst ständen Charlottens Noten über allen Zweifel erhaben. Boas [3]) hat sich ihm dann angeschlossen. Ich möchte dem noch hinzufügen, daß auch für diejenigen Blumen-Distichen, die nicht mit Chiffren versehen sind, die Zeichen Charlottens nicht unbedingt maßgebend sein können. Ich füge jedem Distichon die Siglen der Handschriften und die Zeichen Charlottens bei.

647 Ha Hb.

O, ihr neckischen Jungen! was zerrt und schleppt ihr für Kränze?
Dornen? Bei Seite damit! Blätter und Blumen herbei!

Da Schiller den ganzen Zyklus aus den Xenien loslöste, wurde der Eingang ungeeignet, darum änderte er:

647 MG. — „Sch."

Auf ihr Distichen frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben,
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

Die Unterschrift Charlottens besteht also gewissermaßen zu Recht, wenn auch die erste Fassung zweifellos von Goethe stammt. Interessant wie das „frisch!", das er ebenso 704 M. eingesetzt hat, ist besonders die Änderung von „Jungen" in „Knaben". Auch hat er in der Eile eine Anleihe bei dem folgenden Distichon für seinen Pentameter gemacht:

---

[1]) Boas, Xenienkampf I p. 274.

[2]) Rez. Max Waldau. Blätter für lit. Unterhalt. 1851 Nr. 113.

[3]) Boas, Xenienmanuskript p. 183.

648 HbMG. — „Sch."

Reich ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön, wähle dir, Leser, nun selbst.

Des engen Anschlusses an 647 HaHb. wegen ist dieses Distichon doch gegen Charlotte wohl Goethe zuzuschreiben, obwohl es — wie Ha. lehrt — nicht mit 647. zusammen entstanden ist.

653 Ha HbMG. — „Sch."

Viele duftende Glocken, o Hiazinte, bewegst du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

Ha. ist der Hexameter von Geists Hand verbessert, das Distichon hieß ursprünglich:

Viele Glocken zeigen die Nelken und senden Gerüche.
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

In dieser Form gehört es unbedingt Schiller an. Nur er konnte von den „Glocken" der Nelken sprechen. Als Goethe das Distichon für Ha. diktierte, sah er plötzlich, daß das nicht neben seinem innigen Nelkendistichon bestehen durfte, das Ha. zwei Nummern vor 653. steht. Es lautet:

659. Nelken, wie find ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

Daß nicht beide Distichen von demselben Goethe sind, ist klar. Während er so herzlich sagte: „Nelken, wie find ich euch schön!" konnte er nicht ihre „Glocken" zugleich wenig anziehend finden, er, der immer von der Anschauung ausging; und bei seinem feineren Geruchssinn mußte er den Pentameter als ungerecht gegen die unendlich fein duftende Nelke empfinden und setzte dafür die schwüler duftende Hyazinthe, so auch den „Glocken" mehr Berechtigung gebend. Das ist deshalb so wichtig, weil dadurch ein Anteil Schillers an der alleinseligmachenden Handschrift Ha. nachgewiesen wird, was eigentlich gar nicht so erstaunlich ist, da ja ein Teil von Ha. zeitlich hinter Hb. fällt. Für die Blumendistichen hat also Ha. vorläufig seine Beweiskraft verloren. —

Goethes Blumendistichen zeichnen sich durch unendlich zarte und liebevolle Symbolik aus, die Schillerschen suchen durch Antithese und prangende Sprache zu wirken und verraten nirgends dieses verständnisvolle Beobachten und hingebende Versenken in

das Wesen der Blume. Halten wir uns das gegenwärtig beim Lesen von 655 HbMG. — „Sch."

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

Das Bestreben, „reitzend und lieblich zu seyn", hat auch bei diesem Distichon Schillers Pate gestanden, und wenn wir dem noch das schlichte Resedadistichon Goethes gegenüberstellen:

661. Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.

so dürfte das genügen, um die Verschiedenheit in der Kunst der beiden Dichter gerade hier zu illustrieren und Charlottens Unterschrift als richtig zu erweisen. Für „dich geht man vorüber" finden sich bei Schiller mehrfach Parallelstellen (II p. 200 l. 18. III p. 74 l. 15. vgl. III p. 164 l. 40).

656 HbM. — „Sch." Tuberose.

Unter der Menge ragest du vor, du ergötzest im Freien,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

G.: Tuberose, du ragest hervor und ergetzest im Freien . . .

657 HaHbM. — „Sch."

Klatschrose.

Weit von fern erblick ich dich schon, doch komm ich dir näher,
Ach, so seh ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

G.: Fern erblick ich den Mohn, er glüht. Doch komm ich dir näher . . .

914 MG. — „G."

Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden,
Aber im Beete vermischt, sieht euch das Auge mit Lust.

G.: Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr ich . .

Goethe war zu diesen Änderungen für die „Vier Jahreszeiten" gezwungen, weil er im „Frühling" keine Einzelüberschriften setzen wollte und die Beziehungen der Distichen ohne die Überschriften unverständlich waren. Das spricht an sich noch nicht für Schiller, da die Überschriften nur die Adresse angeben, aber gerade die Art, wie in den Goetheschen Blumendistichen der Name genannt wird, gibt ihnen auch den eigenen traulichen Klang. Und weil in diesen drei Distichen jede persönliche Beziehung des Dichters

zu den Blumen fehlt, schreibe ich alle drei Schiller zu. Daß Charlotte das Ranunkeldistichon Goethe zuweist, erscheint unerheblich, weil dieses Xenion nicht bestimmte Personen meint.

913 MG. — „G."

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Asters.
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

Welche Blume mag gemeint sein? Vielleicht das Heliotrop? Nein, es ist kaum zu glauben, aber die Überschrift behauptet es: das Geranium! Die Blume also mit dem filzigsten Geruch und den leuchtendsten Farben! Das ist das „dunkle Blatt", das die andern „an Dufte beschämt". — Goethe hat das Distichon unverändert, aber natürlich ohne Überschrift, in seine Gedichte aufgenommen, so kann die Phantasie sich ausdenken, was sie möchte, und es wird auch Gott sei Dank noch nie ein Mensch, der Goethes Frühling unbefangen gelesen hat, auf den Gedanken gekommen sein, daß hier das Geranium gemeint sei. Zudem: der herbstlichen Aster ihre tiefen Farben vorzuwerfen, ist doch fast dasselbe, als wenn man den herbstlichen Wald oder den Abendhimmel darob schelten wollte. Goethe hat eine kleine sprachliche Änderung vorgenommen, er schreibt „Astern" statt „Asters". Daß er das gleich getan hätte, wo er doch beide Formen beherrschte, ist sicher (vgl. zu „Asters" die „Sekretairs" und „Majors" 513. und Schillers Änderung von „Coffres" in „Coffers" 17. und 18.). Von Charlottens Unterschrift gilt hier das gleiche wie bei 914. —

654 Ha Hb MG. — „G."

Zierde wärst du der Gärten, doch wo du erscheinst, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

Daß Goethe wirklich der Verfasser ist, beweist das Pentameterbruchstück Ha. „Immer daß Ceres dich selbst ..." Auch dieses Distichon hat Goethe unverändert in den Frühling herübergenommen, da hier aber ohne weiteres klar war, welche Blume er meinte, liegt der Fall anders als 913.

658 Ha Hb MG. — „G."

A. F. K. N. H. D.

Tulpen ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern,
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

Das „lustige Blatt“ erinnert sehr an das „dunkle Blatt“ 913., auch spricht der Pentameter mit dem korrespondierenden Hochton auf „lustig“ für Schiller, da aber mit diesem Distichon bestimmte Personen gemeint sind, wage ich nicht, Charlotte zu widersprechen.
695. Ha.

Gänseblumen heißet ihr deutsch und Bellis lateinisch,
Giebt es doch Männer für die ihr nur bellissimä seid.

Dies vom Drucke ausgeschlossene Distichon folgt in der Handschrift direkt auf die Klatschrose, doch halte ich trotz des boshaften Inhalts Goethe für den Verfasser. Der Hexameter ist zwar witzig, aber der Pentameter ganz wirkungslos. Schiller würde das Distichon so formuliert haben, daß die witzige Pointe erst im Pentameter gekommen wäre. —

Der dritte Zyklus, der die Unterschrift „G. u. S.“ trägt, sind die

Tabulae Votivae.

Beide Dichter haben aufgenommen:

192. Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.
235. Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.
885. Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied, schließ an ein Ganzes dich an.

Goethe ändert 192. „Gleich sei keiner . . .“ und zerstört dadurch den Chiasmus, der sich in Schillers Xenien häufiger findet als in seinen. Schon das spricht für Schiller. Auch nähern sich alle drei Distichen den theoretischen Schillerschen Gedankenepigrammen, und ich halte alle drei für Schillers Eigentum, ohne daß ich im einzelnen plausible Gründe dafür angeben könnte. Mich bestimmt dazu auch Goethes Erregung in dem Gespräch mit Eckermann vom 16. XII. 1828.

189. Licht und Farbe.

Wohne du ewiglich Eines dort bei dem ewiglich Einen,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab.

Schiller hat dieses Distichon in seine Gedichte aufgenommen. Es gehört ihm auch, weil die aus zwei Gliedern bestehende Überschrift etwas für das Verständnis Wesentliches enthält. Aber auch

Goethe hat das Distichon mit 171. „Spaltet ihr immer das Licht" für seine Gedichte Hc. kopieren lassen, doch hat ihn wohl ein zartes Gefühl für den Wert dieser freundschaftlichen Huldigung abgehalten, es in seine Gedichte aufzunehmen.

213. Nie verläßt uns der Irrtum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Goethe hat dieses Distichon in seine Gedichte aufgenommen mit der Änderung „Irrtum verläßt uns nie ..." Wo Goethe auf den Irrtum zu sprechen kommt, schwebt ihm immer der Irrtum par excellence, die Newtonsche Farbenlehre vor; darin kannte er aber nicht die Milde, die unser Distichon atmet. Auch der glattere antithetische Rhythmus „Nie — immer" M. spricht für Schiller, und wie außerordentlich charakteristisch das „leise" ist, habe ich unter Wortwahl betont. Ich möchte mich deshalb gegen die Überlieferung für Schiller entscheiden.

886/87. Natur und Vernunft.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu fassen,
O, so verehrtet ihr auch, wie sichs gebührt, die Natur.
Wärt ihr Philister im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

Goethe hat 886. in den Herbst aufgenommen. Es ist zwar ein Ganzes für sich, aber 887. gehört doch dazu wie das eine Auge zu dem andern. 887. trägt aber ganz Schillers Gepräge und verrät ihn besonders durch das trocken-verächtliche „selbst euch". Aber auch 886. ist Goethe nicht so nahe verwandt, wie es zuerst den Anschein hat. Für ihn ist das Verehren der Natur etwas Selbstverständliches, geradezu Naturnotwendiges, daß er kaum „wie sichs gebührt" hinzugesetzt hätte. Ich wage also auch noch diesen Abzug an seinen Gedichten zu machen.

Am 17. Oktober 1796 schrieb Schiller an Körner:

„Goethen sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Anteil hat, das liebste von mir; auch ich halte auf die tabulas votivas am meisten".

Darin liegt ein bedeutungsvolles Kriterium für Schiller, ich glaube, wir dürfen ihm alle Votivtafeln zuschreiben, in denen nicht etwas Besonderes für Goethe spricht. Zu letzteren gehören nach meiner Meinung *208.—212. 214.* **244. 305. 307.** *598.* **601.**

606—608. *617. 619. 643.* **891. 892. 898.** (so!) *906. 907.* **908.** *909.* **910. 911.** *912.* Das sind 27 von 124 Distichen, davon hat Goethe in den Herbst aufgenommen 15 eigene und fünf weitere, die ich für Schillers Eigentum halte. Das spricht dafür, daß für ihn vornehmlich der Gesichtspunkt maßgebend war, ob die Distichen inhaltlich geeignet waren oder nicht. Alle anderen Distichen in den Votivtafeln halte ich für Schillers Eigentum, auch 890. (vgl. 198.) und 897. 899. (zu 898. vgl. 634.).

Xenien.

Schiller hat zwei Xenien in seine Gedichte aufgenommen, die handschriftlich als Goethisch bezeugt sind.

325. H_1 (g) Hb. X. S.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Wenn dieses Distichon wirklich von Schiller wäre, dann würde er es wohl mit in die Nekyomantie verarbeitet haben. Auch P_1: „Aber der Stein wird nicht warm", spricht nicht für Schiller, der Stein kann ja gern warm werden.

707. Hc. X. S.

Setze künftig nur Mottos vor deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die dich auf ewig fliehen.

Das Distichon ist mit dem fehlerhaften Pentameter in einer Bleistiftskizze Goethes überliefert, gehört also sicher Goethe. Schiller verbesserte P_2 in: „die man an dir nicht bemerkt" und nahm das Xenion in seine Gedichte auf. Wir sehen hier also einwandfrei bewiesen, daß auch bei Schiller die Aufnahme in seine Gedichte für die Autorschaft nicht unbedingt beweisend ist.

Ich halte für möglich, daß das Tierkreisxenion 99. in der Fassung des Almanachs Goethe gehört. Es hieß Hb.:

Unter die Zwillinge tretet ihr nun, hier mögt ihr verweilen,
Grüßet sie höflich, sie sind werte Bekannte von mir.

Im Almanach heißt es:

Kommt ihr den Zwillinge nah, so sprecht nur: Gelobet sei J—
C—! „In Ewigkeit" giebt man zum Gruß euch zurück.

Diese Art des Spottes liegt Schiller weniger nahe als Goethe.

Schiller schreibt am 31. Januar 1796 an Goethe:

„Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodieen entdeckt, die auch schon zum Teil ausgeführt sind; ebenso auch in der Nekyomantie, um die verstorbenen Autoren, und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduktion Newtons in der Unterwelt. — Wir müssen auch hierin unsere Arbeiten in einander verschränken".

Newton ist nicht in die Unterwelt eingeführt, und schon aus dieser Tatsache dürfen wir schließen, daß hier nicht beide Dichter an der Arbeit gewesen sind, sondern daß Schiller den ganzen Unterweltszyklus allein verfaßt hat. Denn wen hätte Goethe lieber in die Unterwelt eingeführt als Newton? und besondere Schwierigkeiten bot das nicht, wenn es auch nur zur Not auf ein demütiges Bekenntnis à la Peregrinus Proteus herausgekommen wäre. Es weisen aber auch tausend Kleinigkeiten auf Schiller hin, die zumeist im ersten Teil genannt sind, dazu die Anrede von Personen, deren Abwesenheit gleichzeitig konstatiert wird (848), die Unterwelt als Aufenthalt der Unsterblichen (ib.) und Ähnliches. Viel wichtiger ist aber noch etwas anderes. Schiller der Theoretiker und scharfsinnige Philosoph ist prädestiniert zu Parodie und Travestie. Man halte gegen Goethes Parodie von Stollbergs Reise die überlegene Kunst, mit der Schiller Nicolai parodiert, oder gar die bei weitem schwierigeren und noch viel witzigeren Parodien auf die Kritiken Friedrich Schlegels. Schiller ist ja auch der eigentliche Stilkritiker. Er sah nicht wie Goethe im kranken Organismus mit Interesse die Physiologie der Krankheit, er sah, was fehlte, und wie es sein müßte, um gesund zu sein. Durch dieses beständige Vergleichen des Wirklichen mit dem Idealen ist Schiller der große Parodist, durch haarscharfes Erkennen der Schwäche und beliebiges Übertreiben. Daß Goethe nicht parodieren kann, hängt mit der wunderbaren Objektivität seines Geistes zusammen. Das Ausgehen vom Ideal, das Gebundene, kurz, das Pessimistische des Parodisten ist ihm fremd. Wer der Satyros sein soll, darüber sind sich die Gelehrten heute noch nicht einig, und wenn sie sich schließlich doch auf Hamann einigen sollten, so dürfte Ruhebedürfnis der letzte

Grund sein. Deshalb ist der ganze Unterweltszyklus mit seiner vollendeten und tiefsinnigen Travestie als Schillers alleiniges Eigentum anzusehen: 463—522., 845—878.

Dazu eine Anmerkung.

Zu 845—847. haben Schmidt-Suphan recht gewundene Erklärungen gegeben (p. 215 f.), und H. Henkel hat in seiner vierten Veröffentlichung[1]) glücklich herausgebracht, daß Klopstock Odysseus sei. Daran haben K. Alt und E. Müller in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" 1905[2]) wieder andere Deutungen angeknüpft, die auch nicht befriedigen. Demgegenüber muß ich kurz den natürlichen Zusammenhang feststellen. Die Xenien lauten:

845—47. O ich Thor! ich rasender Thor! Und rasend ein jeder
Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.
Wer ist der Wütende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?

Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an!

Daß Agamemnon (Forster), der in der Überschrift 847. genannt wird, auch der Sprecher 845. ist, geht aus dem Zusammenhange hervor. Demnach ist das Weib, das ihn ins Verderben gestürzt hat, Klytämnestra (Therese Forster geb. Heyne). Mit „Weib" ist selbstverständlich „Eheweib" gemeint, Agamemnon spielt ja auch auf das Eheweib des Odysseus an. Der Odysseus 846. ist natürlich kein anderer Odysseus als in den übrigen Distichen, und das kann nach der ganzen Fiktion niemand anders als Schiller sein, wie im Almanach noch aus dem zweitvorhergehenden Xenion 488. (= X. 345!) und aus Shakespeares Schatten („Er" — „Ich") mit wünschenswerter Deutlichkeit hervorgeht. Also ist die treue Penelope Charlotte Schiller.

---

[1]) H. Henkel, Z. f. d. Unterricht 1905 p. 532 ff.

[2]) p. 560 u. 624.

Ausgeschiedenes.

In der Handschrift H_1 stehen drei Distichen, die wir aus inneren Gründen Goethe zuweisen müssen, obwohl sie nur in Rudolfs Hand überliefert sind.

751. Charlotte.

Hunderte denken an dich bei diesem Namen, er gilt nur
Einer, auf diesem Papier findet sie, sucht sie ihn nicht.

752. An ***.

Ja, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

753. An meine Freunde.

Heilig wäre mir nichts? Ihr habt mein Leben begleitet,
Freunde, und wißt es, was mir ewig das heiligste bleibt.

Alle drei Distichen sind so unverkennbar Nachklänge aus den Venetianischen Epigrammen, daß man Goethe ohne weiteres als Verfasser anerkennen muß. Bei 752. steht allerdings nicht Charlotte in der Überschrift, theoretisch bestände also die Möglichkeit, daß Schiller seine Schwägerin Caroline gemeint habe, aber das Distichon müßte einer ungewöhnlich weichen Stimmung entsprungen sein, die hier wenig wahrscheinlich ist. In der Umgebung 751. 753. ist es auch mit Sicherheit Goethe zuzuweisen und auf Frau v. Stein zu beziehen.

Übersicht.

H_1 ist in ihrer Glaubwürdigkeit durch die Distichen 751. 752. 753. erschüttert. Weitere Bedenken haben sich nicht ergeben.

Ha. enthält — wie bekannt — neben Skizzen die später als Hb. fallende Reinschrift der Eisbahn in der endgültigen Reihenfolge des Almanachs, 147. zeigt auch eine spätere Textgestaltung als Hb. — Ich habe einen Schillerschen Anteil in dem gestrichenen Anfang von 653. auf Bogen 10. nachgewiesen und auch 657. auf demselben Bogen für Schiller in Anspruch genommen. Beide Fassungen liegen vor Hb., wie aus 653. hervorgeht. Die Bogen 10. 11. 12. haben also nicht mehr unbedingte Beweiskraft, doch halte ich einen weiteren Anteil Schillers daran nicht für wahrscheinlich. Die Bogen 1.—9. bleiben neben den eigentlichen Skizzen Hc. unsere besten Urkunden.

Hc. nur die Skizzen beweisen. — Die Geistsche Abschrift Hc. des Schillerschen Distichons 189. hat natürlich keine Beweiskraft.

Die Namensunterschriften im Almanach sind stets autoritativ (abgesehen von den fingierten Unterschriften D. und E.). Die Aufnahme in die Gedichte ist dagegen noch nicht unbedingt beweisend, wie aus der Doppelaufnahme der drei Votivtafeln, der Gesamtherübernahme der Zyklen „Vielen" und „Einer" in die Vier Jahreszeiten und auch für Schiller mit voller Sicherheit aus der Aufnahme des Xenions 707. hervorgeht.

IV. Die Grenzen unserer Scheidekunst.

Am 1. Februar 1796 schrieb Schiller

1. an Körner:

„. . . Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkt bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sei, muß das Einzelne ein Minimum sein. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen. . . . Sind wir mit einer räsonablen Anzahl fertig, so wird der Vorrat mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortiert, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem andern mehr anzunähern . . ."

2. an Humboldt:

„. . . die Xenien . . . haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so ineinander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll . . . Bei aller ungeheuren Verschiedenheit

zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Anteil an dem Werk zu sortieren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der Naturen zu zeigen ..."

Am 16. Dezember 1828 äußerte sich Goethe gegen Eckermann:

„Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte".

Goethe wie Schiller haben wirklich versucht, sich der Eigenart des anderen möglichst zu nähern. Wenn Schiller sagt:

„Treuer alter Homer, Dir vertrau ich das süße Geheimnis,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein,"

so ist das Goethesche Kunst, und wenn Goethe ausruft:

„Einen Tyrannen zu fassen vermögen auch knechtische Seelen,
Nur wer die Tyranney hasset, ist edel und groß,"

so spricht aus ihm der Geist Schillers.

Dagegen dürfen wir mit Bestimmtheit sagen, daß eine Sichtung mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit des Tons niemals erfolgt ist. Das liegt nahe. Denn Goethe und Schiller waren im Xenienkampfe schließlich doch zu menschlich engagiert, als daß sie aus solchen Rücksichten ein gutes Xenion geopfert hätten. Wo ein gutes Xenion ungedruckt geblieben ist, da haben andere Rücksichten oder — genau wie bei den friedlichen Distichen — ein Versehen gewaltet.

Hingegen haben wir das, was Goethe über die Entstehung der Xenien sagt, Punkt für Punkt bestätigt gefunden. Er berichtet ja auch aus der Erinnerung heraus, während Schiller in den Briefen erst seine Pläne entwickelt. Bei einigen Xenien sind

die verschiedenen Stufen der Zusammenarbeit durch Handschriften belegt, z. B. bei 9., bei anderen glaubte ich sie noch aufdecken zu können. — —

Mir war von berufener Seite der Rat erteilt, zu dieser Arbeit ein Register anzufertigen, aus dem schnell ersichtlich wäre, welchem Dichter ich die einzelnen Distichen zuschreibe, und aus welchen Gründen. Ich habe diesen Vorschlag — wie viel er auch für sich hat — nicht befolgt, weil daraus notwendig ein falsches Bild meiner Arbeit entstanden wäre. Denn erstens sind für meine Entscheidungen mehr Gründe maßgebend gewesen, als ich anführen konnte; oft wird ein Urteil erst aus vielen Kleinigkeiten gebildet, die nicht wert sind, einzeln erwähnt zu werden, oft ist sogar der Hauptgrund auch für Laien so leicht ersichtlich, daß er nicht angeführt zu werden braucht. — Zweitens ist ein großer Teil der vorstehenden Entscheidungen notwendig subjektiv, und ich halte sie selbst nicht für endgültig, glaube vielmehr, daß ich über manches, das letzten Endes gefühlsmäßiger Entscheidung vorbehalten ist, später selbst andrer Meinung sein kann, wie ich auch seither mehrfach meine Ansicht geändert habe. Lauter mathematisch sichere Beweise kann man hier nicht geben, deshalb habe ich mich bemüht, den Charakter der Kunst Goethes und Schillers in diesen Distichen zu kennzeichnen, worauf es auch allein ankommt, und Gesichtspunkte zu geben, von denen aus sich jeder über die Xenien seine eigene Meinung bilden mag nach dem Bilde, das er von Goethe und Schiller in sich trägt.

Nachwort.

Beurteilung des Xenienkampfes.

Die uneingeschränkte Bewunderung unserer Herausgeber für die Redaktorentätigkeit Schillers teile ich nicht. Es ist zuviel Mittelmäßiges für gut befunden:

183. Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören.
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

und ähnlich viele andere Xenien, besonders von Goethe. Vor allem hätten aber die witzlosen Grobheiten wie

46. Öfters nahmst Du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken,

Auch jetzt wirkest Du nicht, nimm nur das Maul nicht so voll.

unterdrückt werden müssen. Eher wären noch die grotesken Grobheiten Schillers erlaubt gewesen:

748. Weil ihr in Haufen euch stellt, so glaubt ihr mehr zu vermögen?

Desto schlimmer: je mehr Bettler, je fauler die Luft.

497/98. Ovid.

Sag doch, Odysseus, das muß ein tüchtig gesegneter Kerl sein,
Der sich von Amors Kunst nach mir zu singen vermaß.

Antwort.

Geh doch, ein hektisches Bürschchen, das mit dem Finger nur sündigt,
Noscitur ex libro quanta sit hasta viri.

Die haben wenigstens eine sichere komische Wirkung. Wären freilich diese Xenien gedruckt, dann würde der Ton der Entgegnungen auf ein bisher unbekanntes Niveau gesunken sein, und in dieser Hinsicht ist es gut, daß sie unterdrückt sind. Aber ewig schade ist, daß das witzigste Xenion:

723. Weil er unwissend sich rühmte, nannt ihn Apollo den Weisen.

Freund, wie viel weiser bist du: was er bloß rühmte, Du bists.

nicht einen Platz im Almanach gefunden hat. Dagegen hätte auch neben dem prächtigen

769. Was das entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?

Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

das ähnliche und schwächere

320. Alles kann mißlingen, wir könnens ertragen, vergeben,

Nur nicht, was sich bestrebt reitzend und lieblich zu seyn.

keinen Platz mehr finden dürfen.

Vor allen Dingen ist die Form unbegreiflich vernachlässigt, selbst in den Distichen, die nach Ton und Gedankengehalt berufen gewesen wären, eine Ewigkeit zu überdauern.

775. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

Weshalb Schiller das „jetzt“ nicht mehr in den Hexameter gebracht hat, ist nicht zu verstehen. Der Vorgang Martials und sein Xenion: Ista quidem mala sunt entschuldigen nicht; es kommt nicht darauf an, ob X Y Z schlechtere Epigramme machen, sondern daß die eines Goethe und eines Schiller gut sein müssen. Man sage auch nicht, daß die Gegner zu minderwertig waren; wenn sie kein gutes Epigramm wert waren, dann waren sie überhaupt keins wert. Das Steckenbleiben im Stofflichen aber war es gerade, was die fast einmütige Verurteilung der Xenien auch unter den Vornehmsten und Weitsichtigsten der Zeitgenossen herbeiführte, das ist die Sünde wider den heiligen Geist der Kunst, für die es keine Vergebung gibt.

Das Xenion aber, welches den Angriff entschuldigt:

334. Was mich bewegt, das Kleine mit Spott und mit Ernst zu verfolgen?
Weil es das Kleine nur ist, welches das Große verdrängt.

ist im Almanach weggelassen. Auch sonst sind manche gute Distichen fortgefallen.[1])

Daß andrerseits so viele ärmliche Xenien stehen blieben, an denen nichts groß ist als die Insulte, rechtfertigt bis zu einem gewissen Grade die Grobheit der Entgegnungen, besonders wo die Gegner klein und unansehnlich waren. Zudem waren sie im Nachteil, weil sie die Schläge sofort zurückgeben mußten, während der Angriff fast dreiviertel Jahr vorbereitet war.

Will man darum zu einem Urteil sine ira et studio gelangen, so muß man die Schwäche der beiden Großen nicht nur zugeben, sondern auch bedauern. Man kann sich aber auch auf den philosophischen Standpunkt stellen, daß das Leben sich wieder als den größten Künstler erwiesen habe, weil selbst in diesem außerordentlichen Falle beide Parteien recht hatten, eben weil beide auch unrecht hatten.

---

[1]) Sehr bequem läßt sich das in der Xenienausgabe von Adolf Stern (Reclam) nachsehen.

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

Lebenslauf.

Ich bin am 20. Januar 1883 in Melle geboren als Sohn des lutherischen Pastors Wilhelm Thiemann und seiner Gemahlin Lilli geb. Roese. Auf den Meller Schulen vorgebildet, besuchte ich von 1898—1902 das Kgl. Realgymnasium in Osnabrück und studierte dann Philosophie, vergleichende Sprachwissenschaft und neue Sprachen an den Universitäten Freiburg i. B., München, Berlin und Göttingen. Dabei nahm ich teil an den Übungen bezw. Seminaren der Herren Thurneysen, Wetz, Ferrars; — Kuhn, Cornelius, Paul, v. d. Leyen; — Imelmann, Roethe, Brandl; — Husserl, † Heyne, Schröder, Morsbach, Tamson, Stimming, Vermeil, denen ich auch hier meinen Dank aussprechen möchte. Am 3. Mai 1907 bestand ich in Göttingen das Staatsexamen pro fac. doc., und nach kurzer Tätigkeit in Ballenstedt trat ich am 1. Oktober im Inf.-Regt. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Ostfr.) Nr. 78 in Osnabrück ein. Seit dem 1. Oktober 1908 war ich zur Ableistung des Seminarjahrs und als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium und Gymnasium in Hagen i. W., dem ich auch für das Probejahr überwiesen bin.

Die vorliegende Arbeit geht auf Übungen des deutschen Seminars in Göttingen im Sommersemester 1905 unter Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Edw. Schröder zurück. Ihm sowie Herrn Prof. Dr. Jul. Schwering in Münster fühle ich mich für die überaus wohlwollende Förderung meiner Arbeit zu tiefstem Dank verpflichtet.

Georg Thiemann.